

# Leseprobe

Tom Clancy

**Gegen alle Feinde**

Thriller

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



---

Seiten: 864

Erscheinungstermin: 08. Juli 2013

Lieferstatus: Lieferbar

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

## Inhalte

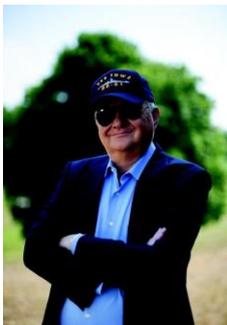
- [Buch lesen](#)
- [Mehr zum Autor](#)

## Zum Buch

---

### **Eine neue Bedrohung. Ein neuer Held. Ein neuer Tom Clancy**

Seit Jahren tobt der Konflikt im Mittleren Osten. Nun sieht es so aus, dass sich der Kriegsschauplatz verlagert hat. Die Taliban bedienen sich für ihre Machenschaften eines mexikanischen Drogenkartells und tragen den Kampf ins Heimatland des Erzfeindes – in die Vereinigten Staaten von Amerika. Tom Clancy, der Meister des internationalen Politthrillers, stellt uns seinen neuen Helden vor: Ex-Navy-SEAL Max Moore. Und der steht allein – gegen alle Feinde.



### **Autor**

## **Tom Clancy**

---

Tom Clancy, der Meister des Technothrillers, stand seit seinem Erstling *Jagd auf Roter Oktober* mit all seinen Romanen an der Spitze der internationalen Bestsellerlisten. Er starb im Oktober 2013.

## DAS BUCH

Ein Bombenanschlag in Pakistan löscht das gesamte CIA-Team von Max Moore aus, der als Einziger überlebt. Der Ex-Navy-SEAL taucht daraufhin bei der Suche nach der Terrorzelle tief in die gefährlichen Stammesstrukturen des Landes ein. Dabei stößt er auf eine Verschwörung, die unerwartet an einem weit entfernten Ort des Globus stattfindet: an der mexikanisch-amerikanischen Grenze. Dort tobt ein Drogenkrieg zwischen zwei verfeindeten Kartellen, der schon viele Opfer – sowohl Drogendealer als auch Unschuldige – gefordert hat. Und jetzt will hier ein noch weitaus gefährlicherer Feind mitmischen. Max Moore stellt eine Spezialeinheit zusammen, die in dieser explosiven Situation inoffiziell operiert. Und er deckt den perfiden Plan zu einem Anschlag auf, der Amerika in seinem Innersten erschüttern soll.

## DER AUTOR

Tom Clancy, geboren 1948, hatte mit seinem ersten Thriller, *Jagd auf Roter Oktober*, auf Anhieb internationalen Erfolg. Aufgrund seiner gut recherchierten, überaus realistischen Szenarien wurde der Autor nach den Anschlägen vom 11. September von der amerikanischen Regierung als spezieller Berater hinzugezogen.

Im Anhang findet sich ein ausführliches Werkverzeichnis des Autors.

**TOM CLANCY**

**GEGEN ALLE FEINDE**

Thriller

Aus dem Amerikanischen  
von Michael Bayer

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

*Die Originalausgabe*  
*AGAINST ALLE ENEMIES*  
*erschien bei G.P.Putnam's Sons, New York*



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 08/2013  
Copyright © 2011 by Rubicon, Inc.  
Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,  
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2013  
Umschlaggestaltung: © Nele Schütz Design, München  
unter Verwendung von shutterstock/Eki Studio  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-453-43719-7

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Wir glauben, Al-Kaida sei übel, aber das sind Waisenknaben im Vergleich mit den Kartellen.*

*anonymer leitender FBI-Agent, El Paso, Texas*

*Jeder hat seinen Preis.*

*Man muss nur herausfinden, wie hoch er ist.*

*Pablo Escobar*

*In Mexiko ist man dem Tod immer sehr nahe. Das gilt zwar für alle Menschen, denn er ist ein Teil des Lebens, aber in Mexiko begegnet man dem Tod in vielerlei Gestalt.*

*Gael García Bernal*

# Prolog

## Rendezvous Foxtrott

*02.15 Uhr, Arabisches Meer*

*8 km südlich der Indus-Mündung*

*Pakistanische Küste*

**E**in verdunkeltes Schiff muss immer und jederzeit ausweichen sowie allen anderen die Vorfahrt gewähren und sollte deshalb mit größter Vorsicht manövrieren, dachte Moore, als er vor dem Steuerhaus des OSA-1-Schnellboots *Quwwat* stand. Dieses war zwar in Pakistan selbst in der Werft von Karatschi gebaut worden, beruhte jedoch mit seinen vier HY-2-Boden-Boden-Raketen und seinen beiden 25-mm-Zwillings-Flak auf einem alten sowjetischen Bauplan. Drei Dieselmotoren und drei Schrauben trieben das 40 Meter lange Patrouillenboot mit 30 Knoten durch die Wellen, die unter einer dicht über dem Horizont stehenden Mondsichel silbern schimmerten. »Verdunkelt« bedeutete, dass weder die Topplaternen noch die Steuerbordlichter brannten. Die »Internationalen Kollisionsverhütungsregeln« (COLREGs) von 1972 schrieben vor, dass die *Quwwat* in diesem Zustand bei einem Zusammenstoß mit einem anderen Schiff unabhängig von den jeweiligen Umständen auf jeden Fall schuld sein würde.

Am frühen Abend war Moore bei einbrechender Dämmerung in Begleitung des Leutnants Syed Mallaah eine Pier in Karatschi hinuntergegangen. Ihnen folgten vier Soldaten, die zur Pakistan Special Service Group Navy (SSGN) gehörten, einer Spezialeinheit der pakistanischen Marine, die den SEALs der US-Navy ähnelte, ohne jedoch über deren, ähm, Fähigkeiten und Kampfkraft zu verfügen. An Bord der *Quwwat* hatte Moore auf einem Schnellrundgang bestanden, an dessen Ende er kurz dem Kapitän, Leutnant Maqsud Kayani, vorgestellt wurde, der jedoch gerade mit den Auslaufbefehlen beschäftigt war. Der Schnellboot-Kommandant konnte nicht viel älter als Moore sein, er schätzte ihn auf fünfunddreißig Jahre, womit aber die Ähnlichkeiten zwischen den beiden schon erschöpft waren. Moores breite Schultern standen in starkem Gegensatz zu Kayanis schmaler Radler-Statur, die seine Uniform kaum auszufüllen vermochte. Der Leutnant hatte eine Haken-nase, und wenn er sich in der letzten Woche rasiert haben sollte, so war das zumindest nicht mehr zu erkennen. Trotz seines etwas rauen Aussehens genoss er die höchste Aufmerksamkeit und den Respekt seiner 28-köpfigen Mannschaft. Wenn er etwas anordnete, wurde es sofort ausgeführt. Schließlich drückte Kayani Moore kräftig die Hand und sagte: »Willkommen an Bord, Mr. Fredrickson.«

»Vielen Dank, Leutnant. Ich weiß Ihre Hilfe zu schätzen.«

»Keine Ursache.«

Sie unterhielten sich auf Urdu, der pakistanischen Nationalsprache, die Moore leichter erlernt hatte als Dari, Paschtu oder Arabisch. Diesen pakistanischen Marinesoldaten hatte man ihn als den Amerikaner

»Greg Fredrickson« angekündigt, obwohl es ihm sein leicht dunkler Teint, sein dichter Bart und sein im Moment zu einem Pferdeschwanz zusammengebundenes langes, schwarzes Haar erlaubten, sich als Afghane, Pakistani oder Araber auszugeben, wenn er dies wünschte.

Leutnant Kayani fuhr fort: »Keine Angst, Sir. Ich plane, unseren Bestimmungsort pünktlich, wenn nicht sogar etwas früher zu erreichen. Der Name dieses Boots bedeutet *Schlagkraft* oder *Leistungsfähigkeit*, und das trifft es ganz genau.«

»Hervorragend.«

Point Foxtrot, der vorgesehene Treffpunkt, lag 5 Kilometer vor der pakistanischen Küste und gerade außerhalb des Indus-Deltas. Dort würden sie vom indischen Patrouillenboot *Agray* einen Gefangenen übernehmen. Die indische Regierung hatte sich bereit erklärt, einen erst kürzlich verhafteten Taliban-Kommandeur namens Akhter Adam auszuliefern. Nach indischen Angaben war dieser Mann ein »hochrangiges Ziel« mit genauen Kenntnissen über die Operationen der Taliban-Truppen im Südabschnitt der afghanisch-pakistanischen Grenze. Die Inder glaubten, Adam habe vor seiner Festnahme seine eigenen Leute nicht mehr alarmieren können. Für diese war er einfach seit 24 Stunden verschwunden. Trotzdem drängte die Zeit. Beide Regierungen wollten sicherstellen, dass die Taliban niemals erfuhren, in wessen Hände Adam gefallen war. Aus diesem Grund waren an dieser Übergabe auf See keine amerikanischen Soldaten oder militärischen Einheiten der US-Navy beteiligt – außer einem gewissen CIA-Agenten für paramilitärische Operationen namens Maxwell Steven Moore.

Freilich hatte Moore gewisse Bedenken, diesen Einsatz mit einem Sicherheitsteam der SSGN durchführen zu müssen, das von einem jungen, unerfahrenen Leutnant geführt wurde. Bei der Vorbesprechung hatte man ihm jedoch versichert, dass Mallaah, ein Einheimischer aus der ganz in der Nähe liegenden Stadt Thatta in der Sindh-Provinz, absolut loyal, hoch angesehen und für seine Zuverlässigkeit bekannt sei. Für Moore mussten Loyalität, Vertrauen und Respekt zwar erst einmal verdient werden, aber es würde sich bald herausstellen, ob der Leutnant der Aufgabe gewachsen war. Immerhin war Mallaahs Job ziemlich wichtig: Er musste die Übergabe überwachen und für den Schutz Moores und des Gefangenen sorgen.

Wenn Akhter Adam sicher an Bord war, wollte Moore bereits auf der Rückfahrt in den Hafen von Karatschi mit seinem Verhör beginnen. In dieser Zeit wollte er klären, ob der Kommandeur tatsächlich ein »hochrangiges Ziel« war, das die Aufmerksamkeit der CIA verdiente, oder jemand, den man den Pakistani zu einer kleinen Kurzweil überlassen konnte.

Auf der Backbordseite durchdrangen drei schnelle weiße Lichtblitze die Dunkelheit, die vom Turshian-Mouth-Leuchtturm stammten, der den Eingang zum Indus bewachte. Die Sequenz wiederholte sich alle zwanzig Sekunden. Etwas weiter östlich bemerkte Moore auf der Steuerbordseite den einzelnen weißen Lichtblitz des Kajhar-Creek-Leuchtfeuers, der alle zwölf Sekunden aufleuchtete. Das Drehlinsenfeuer des vielumkämpften Kajhar-Creek-(oder Sir-Creek-)Leuchtturms kam exakt von der indisch-pakistanischen Grenze. Moore hatte sich bei der Einsatzbesprechung die Navigationskarten gründlich angesehen und sich vor allem Namen

und Lage der Leuchttürme und ihre spezifischen Leuchtsequenzen genau eingepägt. Solche alten SEAL-Gewohnheiten saßen eben sehr tief.

Da der Mond um 2.20 Uhr unterging und der Himmel zur Hälfte bewölkt war, erwartete Moore, dass es während des Treffens um 3.00 Uhr stockdunkel sein würde. Auch die Inder würden ihr Schiff völlig abdunkeln. Notfalls würden ihnen die Leuchtfeuer von Kajhar Creek und Turshian Mouth eine genaue Positionsbestimmung ermöglichen.

Leutnant Kayani hielt tatsächlich Wort. Als sie genau um 2.50 Uhr Point Foxtrot erreichten, ging Moore zur anderen Seite des Steuerhauses hinüber, wo an Backbord das einzige vorhandene Nachtsichtgerät angebracht war. Kayani war bereits dort und versuchte, etwas in der stockfinsternen Nacht auszumachen. In der Zwischenzeit hatten sich Mallaah und sein Team mittschiffs auf dem Hauptdeck aufgestellt, um den Gefangenen an Bord zu holen, sobald das indische Schiff längsseits gehen würde.

Als er Moore kommen hörte, überließ Kayani ihm das Nachtsichtgerät. Trotz der aufziehenden Wolken lieferte das Sternenlicht immer noch genug Photonen, um das indische Patrouillenboot der Pauk-Klasse in ein unheimliches grünes Zwielight zu tauchen. Sogar die Zahl 36 am Rumpf war zu erkennen. Die von Steuerbord heranschauende *Agray* war mit ihren 500 Tonnen doppelt so schwer wie die *Quwwat*. Sie war mit acht GRAIL-Boden-Luft-Raketen und zwei RBU-1200-ASW-Raketenwerfern auf der Steuerbordseite ausgerüstet. Jedes aus fünf Werferrohren bestehende System konnte Täuschkörper sowie ASW-Raketen auf Bodenziele oder zur

U-Boot-Bekämpfung abfeuern. Die *Quwwat* wirkte neben ihr geradezu winzig.

Die *Agray* driftete jetzt langsam an Steuerbord entlang und bereitete sich auf die endgültige Annäherung vor. Moore entdeckte ihren Namen, der mit schwarzen Buchstaben quer über das Heck gemalt war, das aus dem Gischtnebel auftauchte. Als er dann einen Blick durch die Steuerhaus-Tür auf die Backbordseite warf, bemerkte er einen »kurz-lang, kurz-lang«-Lichtblitz. Er versuchte sich daran zu erinnern, welcher Leuchtturm diese Lichtfolge verwendete. Inzwischen hatte die *Agray* ihr Anlegemanöver fast beendet, und Kayani lehnte sich über die Steuerbord-Reling, um das Ausbringen der Fender zu überwachen, die eventuelle Schäden am Schiffsrumpf möglichst klein halten oder ganz verhindern sollten, die beim Kontakt der beiden Schiffe durch den Seegang entstehen konnten.

Da, wieder diese Lichtblitze: kurz-lang, kurz-lang.

*Von wegen Leuchtturm ...*, dachte Moore. ALPHA-ALPHA bedeutete im internationalen Morsecode so etwa: »Wer zum Teufel sind Sie?«

Moore überlief es eiskalt. »Leutnant, wir bekommen ein ALPHA-ALPHA auf der Backbordseite. Sie fordern uns auf beizudrehen!«

Kayani stürzte zur Backbord-Reling hinüber. Moore stellte sich direkt hinter ihn. Wie oft hatte man sie wohl schon aufgefordert, sich zu identifizieren? Sie befanden sich zwar immer noch in pakistanischen Küstengewässern, aber wie genau sahen die pakistanischen Marine-Einsatzregeln aus?

Plötzlich explodierte über ihren Köpfen eine Leuchtrakete. Deren Licht ließ tiefe Schatten über die Decks der beiden Patrouillenboote huschen. Moore spähte an-

gestrengt auf die See hinaus. Was er dann erblickte, erschien ihm wie ein Albtraum. Etwa 1000 Meter von ihnen entfernt durchbrach ein U-Boot mit einem riesigen schwarzen Turm die Fluten. Seine schwarzen Decks wurden immer wieder überspült, während es seinen Bug genau auf sie richtete. Der Kommandant hatte sich zum Auftauchen entschlossen, um die vermeintlichen Eindringlinge aufzubringen. Da sie nicht geantwortet hatten, hatte er ein Leuchtgeschoss abgefeuert, um sein Ziel visuell genau ausmachen zu können.

Kayani führte den Feldstecher, der ihm um den Hals hing, an die Augen und stellte ihn scharf. »Es ist die *Shushhuk*! Sie ist eines unserer Boote! Sie sollte jedoch daheim an der Pier liegen.«

Moore's Brust zog sich zusammen. Was zum Teufel hatte ein U-Boot der pakistanischen Marine an ihrem Treffpunkt zu suchen?

Er drehte sich zur *Agray* um. Inzwischen stand der Taliban-Gefangene bestimmt schon zur Übergabe bereit auf ihrem Deck. Laut Plan sollte der an den Händen gefesselte Adam einen schwarzen Overall und einen Turban tragen und von zwei schwer bewaffneten MARCOS, Elitesoldaten des indischen Marinekommandos, bewacht werden. Moore wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem U-Boot zu ...

Und da sah er es: eine phosphoreszierende Linie bewegte sich durch das Wasser an ihrem eigenen Heck vorbei auf die *Agray* zu.

Er deutete mit dem Finger darauf und rief: »TORPEDO!«

Im nächsten Augenblick packte Moore Kayani von hinten und stieß ihn über die Reling ins Wasser. Als er selbst hineinsprang, traf der Torpedo die *Agray*. Das

Donnern und Blitzen der folgenden Explosion war so surreal wie schockierend nahe. Mehrere Wellen von Metalltrümmern schwirrten durch die Luft, prallten vom Rumpf der *Quwwat* ab und peitschten wie eiserne Regengüsse in das umliegende Wasser.

Moores Augen weiteten sich, als die dampfende, zischende See auf sie zukam, die jetzt von den glühend heißen Metallsplintern aus dem Rumpf, den Decks und dem Torpedo erhitzt wurde, die bei jeder weiteren Explosion von der *Agray* aufstiegen. Als er ins Wasser eintauchte, wobei er fast auf einem scharf gezackten Stück Stahl gelandet wäre, explodierten die GRAIL-Boden-Luft-Gefechtsköpfe der *Agray* und sämtliche ASW-Raketen auf ihrem Vorderdeck in einem riesigen Feuerball.

Moore wurde unter das Wasser gedrückt, wobei seine Schuhe mit etwas unter ihm kollidierten. Er schwamm zur Oberfläche zurück und schaute sich um, ob er den Leutnant entdecken konnte. Da war er, gar nicht weit entfernt.

Plötzlich schlugen drei ASW-Raketen der *Agray* in die Gehäuse der Silkworm-Raketen an Bord der *Quwwat* ein. Die nachfolgenden Detonationen waren so laut und hell, dass Moore untertauchte, um sich zu schützen. Dann schwamm er zum Leutnant hinüber, der in Rückenlage auf dem Wasser trieb und anscheinend bewusstlos war. Auf der linken Seite seines Kopfes war ein tiefer Schnitt zu erkennen, der immer noch heftig blutete. Er hatte sich wohl an einem scharfen Trümmerstück verletzt, als er auf dem Wasser aufkam. Moore tauchte an der Schulter des Mannes wieder auf und spritzte Salzwasser auf die Wunde, während ihn Kayani mit leerem Blick anstarrte. »Leutnant! Aufwachen! Schnell!«

30 Meter von ihnen entfernt trieb brennender Dieseltreibstoff auf der Meeresoberfläche. Der Gestank war so entsetzlich, dass Moore das Gesicht verzog. Gleichzeitig spürte er zum ersten Mal fast körperlich das tiefe Brummen der Dieselmotoren – das U-Boot. Er hatte keine Eile und würde sich den Wracks auf keinen Fall nähern, bevor die Flammen erloschen waren.

Offensichtlich trieben auch noch andere Männer im Wasser. Obwohl sie kaum zu erkennen waren, hörte man zwischen den einzelnen Explosionen ihre Rufe. Ganz in der Nähe erklang jetzt ein erstickter Schrei. Moore suchte mit den Augen die Umgebung nach dem Taliban-Gefangenen ab, aber der doppelte Donnerschlag einer weiteren Detonation brachte ihn erneut zum Abtauchen. Als er sich, zurück an der Oberfläche, umdrehte, wies die *Quwwat* bereits eine bedenkliche Schlagseite nach Backbord auf und drohte jeden Augenblick zu sinken. Der Bug der *Agray* war sogar schon völlig überspült. Überall wüteten Feuer, und schwarzer Rauch stieg auf. Immer noch ging mit scharfem Knall und dumpfem Wummern Munition hoch. Die Luft war von einem beißenden Dunst erfüllt, der nach brennendem Gummi und Kunststoff roch.

Obwohl er die Feuerhitze bereits deutlich im Gesicht spürte, zwang sich Moore, ruhig zu bleiben. Er zog die Schuhe aus, knotete die Schnürsenkel zusammen und hängte sie sich um den Hals. *Bis zum Ufer sind es fünf Kilometer ...* allerdings hatte er keine Ahnung, in welcher Richtung dieses Ufer lag. Wohin auch immer er blickte, mit Ausnahme der lodernden Flammen war es stockdunkel. Jedes Mal, wenn er auf die Feuersbrunst schaute, war danach seine Nachtsicht für einige Zeit gleich null.

Lichtblitz – Lichtblitz – Lichtblitz. Einen Augenblick. Er versuchte, sich zu erinnern. Er begann zu zählen ... eins eintausend, zwei eintausend ... bei neunzehn wurde er durch drei weitere kurze Lichtblitze belohnt. Jetzt wusste er, wo der Turshian-Mouth-Leuchtturm lag.

Moore zog Kayani an sich heran, um ihn zu stabilisieren. Der Leutnant, der immer wieder das Bewusstsein verlor, schaute Moore jetzt groß an. Als er jedoch das Feuer vor ihnen bemerkte, geriet er in Panik. Er streckte die Hand aus und packte Moore mit aller Kraft am Kopf. Offensichtlich wusste er gar nicht genau, was er da tat, wie es bei Menschen unter Schock ja oft der Fall ist. Moore musste allerdings sofort darauf reagieren, sonst hätte ihn der rasende Leutnant leicht ertränkt.

Moore presste also seine Handflächen mit ausgestreckten Fingern an Kayanis Hüften, wobei er diesem die Daumen fest in die Seite presste. Danach drückte er Kayani in eine horizontale Lage zurück. Durch den Hebeleffekt gelang es ihm, den Griff des Mannes zu lösen. Als Moore seinen Kopf wieder frei bewegen konnte, schrie er: »Ganz ruhig! Ich lasse Sie nicht im Stich! Tief durchatmen!« Dann packte er ihn am Kragen. »Ab jetzt ziehe ich Sie. Lassen Sie sich einfach auf dem Rücken treiben.«

Moore wählte den Seitenschwimmstil, wie ihn die Kampfschwimmer benutzten, wenn sie im Einsatz Lasten hinter sich herziehen mussten. Mit dem Leutnant im Schlepptau schwamm er um die brennenden Trümmer herum. Dabei kamen sie manchmal den hell lodernen Diesellachen bedrohlich nahe. Moores Ohren begannen infolge der ständigen Donnerschläge und der wie ein ständiges lautes Fauchen klingenden Geräusche der Brände allmählich zu schmerzen.

Kayani blieb ruhig, bis sie auf die Leichen einiger seiner Männer stieß, die reglos im Wasser trieben. Er rief laut ihre Namen, und Moore verdoppelte seine Anstrengungen, um möglichst schnell von ihnen wegzukommen. Trotzdem wurde das Meer immer grausiger. Immer wieder schwammen einzelne Gliedmaßen, hier ein Arm, dort ein Bein, an ihnen vorbei. Vor ihnen tauchte etwas Dunkles auf. Auf dem Wasser trieb ein Turban. Der Turban des Gefangenen. Moore hielt an und schaute nach rechts und nach links, bis er eine leblose Gestalt ausmachte, die auf den Wellen dümpelte. Er schwamm hinüber und drehte den Körper auf die Seite, bis er das bärtige Gesicht, den schwarzen Overall und den schrecklichen Schnitt quer über die Kehle erkennen konnte, der dessen Halsschlagader durchtrennt hatte. Es war ihr Mann. Moore biss die Zähne zusammen und packte Kayani wieder fest am Kragen. Bevor er weiterschwamm, schaute er in Richtung des Unterseeboots. Es war bereits verschwunden.

In seiner Zeit bei den SEALs konnte Moore auf offener See ohne Flossen eine Strecke von 3,2 Kilometer in weniger als 70 Minuten schwimmen. Mit einem anderen Mann im Schlepptau war das natürlich nicht möglich, aber er war entschlossen, auch diese Aufgabe zu meistern.

Er konzentrierte sich auf den Leuchtturm, atmete ruhig und stieß sich methodisch und regelmäßig mit den Beinen vorwärts. Seine Bewegungen waren bedachtsam und flüssig, er vergeudete keine Energie. Jeder Arm- und Beinschwung lenkte die Kraft dorthin, wo sie gebraucht wurde. Immer wieder hob er kurz den Kopf über Wasser, machte einen tiefen Atemzug, um danach seinen Weg mit der Präzision einer Maschine fortzusetzen.

Plötzlich hörte er hinter sich jemand rufen. Als er anhielt und sich umdrehte, entdeckte er eine kleine Gruppe von vielleicht 10 bis 15 Männern, die ihn mit aller Macht zu erreichen versuchten.

»Folgt mir einfach!«, rief er ihnen zu. »Folgt mir.«

Jetzt versuchte er nicht nur, Kayani zu retten. Er musste die übrigen Überlebenden motivieren, mit ihm zusammen das Ufer zu erreichen. Dies waren zwar Marinesoldaten, die ein hartes Schwimmtraining absolviert hatten. Trotzdem waren 5 Kilometer auf offener See eine entsetzlich lange Strecke, vor allem wenn man sie mit Verletzungen zurücklegen musste. Deshalb durften sie ihn auf keinen Fall aus den Augen verlieren.

In seinem Schwimmmarm und seinen Beinen sammelte sich immer mehr Milchsäure an. Der Muskelkater wurde von Meter zu Meter schlimmer. Er schraubte seine Geschwindigkeit etwas zurück und schüttelte die Beine und den überbeanspruchten Arm, atmete noch einmal tief durch und befahl sich selbst: *Ich werde nicht aufgeben. Niemals.*

Von nun an konzentrierte er sich auf diesen Gedanken. Er würde seine Gruppe anführen und alle diese Männer heil an Land bringen – selbst wenn ihn dies das Leben kosten sollte. Er geleitete sie durch die steigenden und fallenden Wogen, ein Schwimmstoß und ein Beinschwung nach dem anderen, auch wenn ihm diese zunehmend schwerer fielen. Er lauschte den Stimmen aus seiner Vergangenheit, den Stimmen seiner Ausbilder und ersten Vorgesetzten, die ihr Leben der Aufgabe gewidmet hatten, bei ihm und vielen anderen den Kampfgeist zu wecken, der tief in ihrem Herzen geschlummert hatte.

**F**ast 90 Minuten später hörte er zum ersten Mal die Uferbrandung. Jedes Mal, wenn ihn die Wellen emportrugen, sah er, dass sich zahlreiche Taschenlampen am Strand entlangbewegten. Wo es Taschenlampen gab, musste es auch Menschen geben. Sie waren ans Ufer geeilt, um die Brände und Explosionen draußen auf dem Meer zu beobachten. Jetzt würden sie wohl bald auch ihn bemerken. Moores Geheimoperation würde bald kein Geheimnis mehr sein. Er fluchte und warf einen Blick nach hinten. Die Gruppe der Überlebenden war mindestens 50 Meter zurückgefallen. Sie hatten mit Moores strammem Tempo nicht mithalten können. Jetzt konnte er sie kaum noch sehen.

Als seine nackten Füße den sandigen Boden berührten, war Moore völlig fertig und ließ alles, was er noch bei sich hatte, in der Arabischen See zurück. Kayani kam immer noch nur kurz zu Bewusstsein, als ihn Moore durch die Brandung schleppte und auf den Strand zog, wo sich sogleich fünf oder sechs Dorfbewohner um die beiden scharten. »Ruft Hilfe herbei!«, brachte er gerade noch heraus.

In der Entfernung schlugen immer noch Flammen hoch. Es wirkte wie ein Hitzegewitter, das ein Negativbild der Wolken hervorrief. Die Silhouetten der beiden Schiffe waren jedoch verschwunden, nur der Rest des auf dem Wasser schwimmenden Treibstoffs brannte weiterhin ab.

Moore zog sein Handy heraus, aber es hatte den Geist aufgegeben. Wenn er das nächste Mal Gefahr lief, von einem U-Boot angegriffen zu werden, wollte er sich zuvor eine wasserdichte Version zulegen. Er bat einen der Dörfler, einen milchbärtigen Jungen im Oberschulalter, ihm sein Mobiltelefon zu leihen.

»Ich habe gesehen, wie die Schiffe explodiert sind«, stieß der Junge atemlos hervor.

»Ich auch«, blaffte ihn Moore an, um dann jedoch freundlicher hinzuzufügen: »Danke für das Handy.«

»Geben Sie es mir«, rief Kayani vom Strand herüber. Seine Stimme klang zwar noch recht brüchig, aber er schien jetzt doch wieder klar im Kopf zu sein. »Mein Onkel ist Oberst in der Armee. Er schickt uns innerhalb einer Stunde einen Hubschrauber. Das ist der schnellste Weg, um hier wegzukommen.«

»Hier, nehmen Sie es«, sagte Moore. Er hatte die Karten genau gelesen und wusste deshalb, dass es mit dem Auto bis zum nächsten Krankenhaus Stunden dauern würde. Als Treffpunkt der beiden Schiffe hatte man ja ganz bewusst einen Punkt vor einer dünn besiedelten ländlichen Küste ausgewählt.

Kayani erreichte seinen Onkel. Dieser versprach ihm, sofort einen Helikopter loszuschicken. Danach rief Kayani seinen Kommandeur an und bat ihn, eine Rettungsoperation der Küstenwache anzufordern, die nach weiteren Schiffbrüchigen suchen sollte. Allerdings verfügte die pakistanische Küstenwacht nicht über Rettungshubschrauber, und ihre in China gebauten Korvetten und Patrouillenboote würden erst am Spätvormittag eintreffen. Moore fing erneut an, die Brandung zu beobachten. Jede anrollende Welle suchte er mit den Augen nach eventuellen Überlebenden ab.

Fünf Minuten. Zehn. Nichts. Keine einzige Seele. Er musste an das Blut und die abgerissenen Körperteile denken, auf die sie im Wasser immer wieder gestoßen waren. Die hatten inzwischen bestimmt alle Haie der näheren und weiteren Umgebung angelockt. Die wohl überwiegend verwundeten Schwimmer hatten

deren Angriffen wahrscheinlich nicht viel entgegenzusetzen.

Nach einer halben Stunde entdeckte Moore den ersten leblosen Körper, der wie ein Stück Treibholz auf den Wellen dümpelte und schließlich an Land gespült wurde. Viele andere würden folgen.

**E**rst nach über einer Stunde näherte sich von Nordwesten ein Mi-17-Helikopter. Das Dröhnen seiner beiden Turbinen und das laute Sirren der Rotoren wurden von den Hügeln der Umgebung wie ein Echo zurückgeworfen. Der Hubschrauber war von den Sowjets speziell für ihren Krieg in Afghanistan entwickelt worden und schließlich sogar zu einem Symbol dieses Konflikts geworden, als diese Goliathe der Lüfte von den afghanischen Davids immer häufiger vom Himmel geholt wurden. Die pakistanische Armee verfügte über fast hundert dieser Mi-17. Moore hatte sich dieses eigentlich recht triviale Detail deshalb gemerkt, weil er schon öfter als Passagier in einem Mi-17 mitgeflogen war. Einmal hatte sich dabei der Pilot laut über diesen »Schrotthaufen« beklagt, der bei jedem zweiten Einsatz den Geist aufgeben würde. Auch die anderen fast hundert Exemplare der pakistanischen Armee seien in keinem besseren Zustand.

Leicht beunruhigt bestieg Moore den Hubschrauber, der ihn und Kayani jedoch schnell und sicher in das Sindh-Government-Krankenhaus in Liaquatabad Town, einem Vorort von Karatschi, beförderte. Unterwegs verabreichten die Sanitäter dem pakistanischen Leutnant so starke Schmerzmittel, dass sich dessen verzerrte Gesichtszüge zusehends entspannten. Als sie landeten, ging gerade die Sonne auf.

Etwa eine Stunde später fuhr Moore mit dem Aufzug in den ersten Stock des Krankenhauses hinauf, um Kayani in seinem Krankenzimmer zu besuchen. Den Leutnant würde ab jetzt eine hübsche Kampfnarbe zieren, was es ihm bestimmt leichter machen würde, schöne junge Frauen ins Bett zu bekommen ... Beide Männer waren stark dehydriert, weswegen der Pakistani jetzt auch am Tropf hing.

»Wie geht es Ihnen?«

Kayani hob mit Mühe den Arm und griff an seinen Kopfverband. »Ich habe immer noch Kopfschmerzen.«

»Das geht vorbei.«

»Allein hätte ich es nicht zurückgeschafft.«

Moore nickte. »Es hatte Sie ganz schön erwischt, und Sie haben ziemlich viel Blut verloren.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ein schlichtes Dankeschön genügt wohl nicht.«

Moore nahm einen tiefen Schluck aus der Wasserflasche, die ihm eine Krankenschwester gereicht hatte. »Hey, geschenkt, das war doch selbstverständlich.« Eine Bewegung auf dem Gang erregte Moores Aufmerksamkeit. Es war Douglas Stone, ein CIA-Kollege, der jetzt über seinen grau melierten Bart strich und ihn über den Rand seiner Brille hinweg fixierte. »Ich muss gehen«, sagte Moore.

»Mr. Fredrickson, warten Sie einen Moment.«

Moore runzelte die Stirn.

»Kann ich Sie irgendwie erreichen?«

»Sicher, warum?«

Kayani blickte Stone an und spitzte den Mund.

»Oh, er ist okay. Ein guter Freund.«

Der Leutnant zögerte noch ein paar Sekunden und sagte dann: »Ich möchte Ihnen danken ... irgendwie.«

Moore riss von einem kleinen Block auf dem Nachttischchen ein Blatt Papier ab, kritzelte darauf eine E-Mail-Adresse und reichte den Zettel dem Leutnant.

Dieser umklammerte den Zettel mit der Faust. »Ich melde mich.«

Moore zog die Schultern hoch. »Okay.«

Auf dem Gang warf er Stone einen scharfen Blick zu und zischte ihn an: »Also, Doug, erzähl mal ... was zum Teufel ist da draußen passiert?«

»Ich weiß, ich weiß.« Stone wählte seinen üblichen beruhigenden Ton. Dieses Mal kam er jedoch bei Moore damit nicht durch.

»Wir haben den Indern ausdrücklich versichert, dass es bei der Übergabe keinerlei Probleme geben würde. Sie mussten ja in pakistanisches Hoheitsgewässer einfahren. Deshalb waren sie äußerst besorgt.«

»Uns hat man gesagt, dass die Pakistani alles arrangieren würden.«

»Und wer hat dann Scheiße gebaut?«

»Angeblich hat der U-Boot-Kommandant nie den Befehl erhalten, in diesem Zeitraum im Hafen zu bleiben. Jemand hat das wohl vergessen. Er war dann auf seiner üblichen Patrouillenfahrt und dachte, er habe eine indische Geheimoperation entdeckt. Er gibt an, dass er die Schiffe mehrmals vergeblich aufgefordert habe, sich zu identifizieren.«

Moore kicherte. »Na ja, nach ihm Ausschau gehalten haben wir tatsächlich nicht – und als wir ihn dann sahen, war es bereits zu spät.«

»Der Kommandant hat auch noch berichtet, er habe an Bord der Inder Gefangene gesehen, die er für Pakistani gehalten habe.«

»Er war also bereit, auf seine eigenen Leute zu schießen?«

»Schon möglich.«

Moore blieb abrupt stehen, wirbelte herum und starrte seinen Kollegen an. »Der einzige Gefangene, den sie hatten, war unser Taliban-Typ.«

»Schon gut, Max, ich weiß, was du gerade hinter dir hast.«

»Schwimm fünf Kilometer mit mir durchs offene Meer, dann weißt du es wirklich.«

Stone nahm seine Brille ab und rieb sich die Augen. »Sieh mal, es könnte schlimmer sein. Wir könnten jetzt auch unsere Botschafter in Delhi sein und uns überlegen müssen, wie wir uns so bei den Indern entschuldigen, dass sie keine Atombombe auf Islamabad werfen.«

»Das wäre nett – denn dort muss ich als Nächstes hin.«

# 1

## Entscheidungen

*Marriott-Hotel*

*Islamabad, Pakistan*

*Drei Wochen später*

Leutnant Maqsud Kayani wollte sich bei Moore für seine Rettung bedanken, indem er ihn mit seinem Onkel, dem pakistanischen Armeeoberst Saadat Khodai, bekannt machte. Nach seiner Ankunft in Islamabad fand Moore eine E-Mail mit diesem Vorschlag in seiner Mailbox. Kayani teilte ihm vor dem ersten Treffen sogar mit, dass sein Onkel, der ihre Rettung mit dem Hubschrauber organisiert hatte, wegen eines ethischen Dilemmas in letzter Zeit unter Depressionen leide. Die E-Mail enthüllte zwar nicht die genaue Natur dieser seelischen Krise, aber Kayani betonte, dass eine solche Begegnung sowohl für seinen Onkel wie auch für Moore ausgesprochen nützlich sein könnte.

Dem ersten Treffen folgten dann viele weitere und lange Gespräche. Moore dämmerte es allmählich, dass Khodai die Namen einiger hoher Armeeoffiziere kannte, die heimlich die Taliban aktiv unterstützten. Daraufhin trank er viele Liter Tee mit dem Oberst und versuchte ihn dazu zu bringen, ihm alles zu erzählen, was

er über die Infiltration der Taliban und deren Aktivitäten in den Stammesgebieten im Nordwesten des Landes wusste. Dabei interessierte er sich vor allem für die Region, die als Waziristan bekannt ist. Der Oberst zögerte jedoch lange, mit diesen Informationen herauszurücken. Für ihn war das wohl ein schwerer Tabubruch. Moore wurde immer frustrierter, wenngleich er Khodai auch gut verstehen konnte.

Der Oberst machte sich nicht nur Sorgen um mögliche Gefahren für seine Familie. Er musste auch gegen seine tiefsitzende persönliche Überzeugung ankämpfen, niemals etwas Negatives über seine Offizierskameraden zu sagen oder diese auf irgendeine andere Art und Weise zu verraten, selbst wenn sie ihren Treueid gegenüber Pakistan und seiner geliebten Armee gebrochen hatten. Seine Gespräche mit Moore brachten ihn jedoch allmählich dazu, an seiner Haltung zu zweifeln. Wenn nicht diesem Mann, wem sollte er dann erzählen, was er wusste?

Eines Abends rief er Moore an und teilte ihm mit, dass er jetzt zu einer Aussage bereit sei. Moore holte ihn in seinem Haus ab und fuhr ihn in das Hotel, wo bereits zwei weitere CIA-Agenten auf die beiden warteten. Auf dem Gästeparkplatz des Marriott stellte er das Auto ab.

Khodai war gerade fünfzig geworden, und sein dichtes, kurz geschnittenes Haar war bereits voller grauer Strähnen. Seine Augen wirkten müde und klein. Sein vorstehendes Kinn zierte ein schneeweißer Dreitagebart. Er trug Zivilkleidung, eine schlichte Hose und ein Oberhemd ohne Krawatte. Nur die Militärstiefel verrieten seinen Beruf. Sein BlackBerry steckte fest in einem Lederetui, das er jetzt nervös zwischen seinem Daumen und Mittelfinger drehte.

Als Moore gerade die Autotür öffnen wollte, hob Khodai die Hand. »Warten Sie. Ich habe zwar gesagt, dass ich bereit bin, aber vielleicht brauche ich doch noch etwas Zeit.«

Der Oberst hatte sein Englisch in der Highschool gelernt und danach die Universität des Punjab in Lahore besucht, wo er ein Ingenieurexamen abgelegt hatte. Trotz seines schweren Akzents verfügte er über einen eindrucksvollen englischen Wortschatz. Sein Tonfall war absolut souverän und beherrschend. Moore konnte gut nachvollziehen, warum er so schnell aufgestiegen war und Karriere gemacht hatte. Wenn er sprach, zog er automatisch die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich. Moore entspannte sich, ließ den Türgriff los und sagte: »Sie *sind* dazu bereit. Und Sie werden sich zuletzt auch selbst vergeben.«

»Glauben Sie das wirklich?«

Moore wischte sich eine verirrte Haarsträhne aus dem Auge, seufzte und antwortete: »Ich wünsche es mir wenigstens.«

Sein Gegenüber grinste schwach. »Sie haben eine mindestens so schwere Last und Verantwortung zu tragen wie ich.«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Ich erkenne einen Ex-Militär, wenn ich einen sehe. Und in Ihrem jetzigen Beruf haben Sie bestimmt eine Menge erlebt!«

»Kann sein. Aber Sie müssen sich die Frage stellen, welche Last schwerer wiegt? Etwas zu unternehmen oder nichts zu tun?«

»Sie sind noch ein sehr junger Mann, aber offensichtlich ziemlich weise für Ihr Alter.«

»Ich kann Ihre Bedenken gut verstehen.«

Khodai hob die Augenbrauen. »Habe ich Ihr Versprechen, dass man meine Angehörigen schützen und ihnen nichts passieren wird?«

»Darauf können Sie sich verlassen. Was Sie tun werden, wird viele Leben retten. Aber das wissen Sie ja selbst.«

»Natürlich. Aber ich bringe ja nicht nur mich und meine Karriere in Gefahr. Sowohl die Taliban als auch meine Offizierskollegen kennen keine Gnade. Sie sind absolut skrupellos. Ich habe immer noch die Sorge, dass selbst Ihre Freunde uns nicht helfen können – trotz all Ihrer Versicherungen.«

»Dann werde ich nicht weiter in Sie dringen. Es ist ganz allein Ihre Entscheidung. Wir wissen beide, was passieren wird, wenn Sie jetzt nicht dort hinaufgehen. Immerhin das können wir voraussagen.«

»Sie haben recht. Ich kann nicht länger still dasitzen und zusehen. Sie werden uns unser Handeln nicht mehr vorschreiben. Sie werden uns nicht unserer Ehre berauben. Niemals.«

»Nun, ich kann nur mein Angebot wiederholen, dass wir Ihre Familie in die Vereinigten Staaten bringen. Dort könnten wir sie viel besser beschützen.«

Der Oberst schüttelte den Kopf und rieb sich die Schläfen. »Ich kann ihr Leben nicht einfach so aus dem Lot bringen. Meine Söhne gehen beide noch auf die Oberschule. Meine Frau wurde gerade erst befördert. Sie arbeitet in dem Technikzentrum ganz hier in der Nähe. Pakistan ist unsere Heimat. Die werden wir auch niemals verlassen.«

»Dann helfen Sie uns, Ihre Heimat besser und sicherer zu machen.«

Khodai schaute Moore mit großen Augen an. »Was würden Sie an meiner Stelle tun?«

»Ich würde den Terroristen nicht den Sieg überlassen, indem ich nichts tue. Zweifellos ist das die schwerste Entscheidung Ihres Lebens. Ich weiß das. Ich nehme das auch nicht auf die leichte Schulter. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr ich Sie für das respektiere, was Sie jetzt tun werden. Das erfordert viel Mut. Sie sind ein Mann, der für Gerechtigkeit steht. Also, ja, wenn ich Sie wäre, würde ich diese Autotür öffnen und mit mir zu meinen Freunden hinaufgehen. Damit werden wir auch die Ehre der pakistanischen Armee retten.«

Khodai schloss die Augen und sein Atem wurde flach. »Sie klingen wie ein Politiker, Mr. Moore.«

»Mag sein, aber im Unterschied zu jenen glaube ich an das, was ich sage.«

Khodai musste ganz leicht grinsen. »Ich hätte eigentlich gedacht, dass Sie vor Ihrer Militärzeit ein privilegiertes Leben geführt haben.«

»Ganz und gar nicht.« Moore dachte einen Moment nach. »Sind Sie bereit, Oberst?«

Der pakistanische Offizier schloss die Augen. »Ja, bin ich.«

Sie stiegen aus und gingen quer über den Parkplatz zu dem von einer Markise gekrönten Haupteingang des Hotels hinüber. Moore ließ die Augen über die Straße und den Parkplatz wandern. Er schaute sogar zu den Dächern der umliegenden Gebäude empor, ohne jedoch etwas Verdächtiges zu bemerken. Sie gingen an den Taxifahrern vorbei, die sich an die Motorhaube ihrer Fahrzeuge lehnten und rauchten. Sie nickten den jungen Hotelpagen zu, die vor einem kleinen Pult und einem Wandkasten standen, in dem Dutzende von Schlüsseln hingen. Die Eingangswand war offensichtlich vor kurzer Zeit wegen befürchteter Bombenanschläge verstärkt

worden. In einer Sicherheitsschleuse wurden sie auf Sprengstoff und Waffen geröntgt. Sie betraten die mit elfenbeinfarbenen, hell glänzenden Marmorplatten ausgelegte Lobby. Hinter dem kunstvoll verzierten Check-in-Schalter beschäftigte sich das dunkel gekleidete Empfangspersonal mit den Gästen. Ein bärtiger Mann in einem weißen Baumwollanzug spielte auf einem links von ihnen stehenden Stutzflügel eine sanfte Melodie. Am Schalter warteten einige Männer, die Moore für Geschäftsleute hielt. Sonst wirkte das Hotel ruhig und einladend. Er nickte Khodai kurz zu, und sie gingen zu den Aufzügen.

»Haben Sie Kinder?«, fragte Khodai, während sie auf den Lift warteten.

»Nein.«

»Hätten Sie gern welche?«

»Dazu müsste ich ein anderes Leben führen. Ich bin zu viel unterwegs. Das wäre Kindern gegenüber nicht fair. Warum fragen Sie?«

»Weil alles, was wir tun, eine bessere Welt für unsere Kinder schaffen soll.«

»Sie haben recht. Na ja, vielleicht später einmal.«

Khodai legte eine Hand auf Moores Schulter. »Opfern Sie sich nicht für Ihren Dienstherrn auf. Das werden Sie später bereuen. Werden Sie Vater, und die Welt sieht auf einmal ganz anders aus.«

Moore nickte. Er hätte Khodai gerne von den vielen Frauen erzählt, mit denen er über die Jahre zusammen gewesen war, und über all die Beziehungen, die seiner Karriere in der Navy und der CIA zum Opfer gefallen waren. Einige Leute behaupteten, die Scheidungsrate der SEALs betrage fast 90 Prozent. Wie viele Frauen wollten auch einen Mann, den sie kaum je zu Gesicht

bekommen würden? Die Ehe wurde dann fast so etwas wie eine Affäre. Eine von Moores Ex-Freundinnen wäre das sogar ganz recht gewesen. Sie wollte einen anderen Mann heiraten, dabei jedoch die Beziehung zu ihm aufrechterhalten. Sie schätzte seinen Humor und die körperlichen Freuden, die er ihr bereitete und die ihr der andere Mann nicht bieten konnte. Dieser sollte sie dagegen finanziell unterhalten und als Gefühlskissen dienen. Mit einem Ehemann für das Alltagsleben und einem Navy-SEAL für die schönen Stunden hätte sie das Beste aus beiden Welten gehabt. Allerdings wollte Moore dieses Spiel dann doch nicht mitmachen. Zu seinem Unglück hatte er auch mit zu vielen Callgirls, Stripperinnen und verrückten betrunkenen Frauen das Lager geteilt, als dass er sie überhaupt noch zählen konnte. Allerdings war er in den letzten Jahren ruhiger geworden. In seinen Hotelbetten brauchte er normalerweise nur noch ein einziges Kissen. Seine Mutter lag ihm ständig in den Ohren, er solle sich endlich ein nettes Mädchen suchen und ein ruhigeres Leben führen. Er lachte dann nur und erklärte ihr, dass ein solches Leben für ihn unmöglich sei, weswegen er auch kein solches »nettes Mädchen« finden werde. Dann fragte sie ihn gewöhnlich: »Glaubst du nicht, dass du etwas zu selbstsüchtig bist?« Er akzeptierte diese Aussage. Er könne gut verstehen, dass sie Enkel wolle, aber sein Job verlange ihm viel zu viel ab. Er fürchte, dass ein ewig abwesender Vater viel schlimmer sei als überhaupt kein Vater.

Sie meinte darauf, er solle diesen Job eben an den Nagel hängen. Er entgegnete ihr, dass er nach all dem Kummer, den er ihr gemacht habe, endlich für sich einen Platz in dieser Welt gefunden habe. Den könne er nicht einfach so aufgeben. Niemals.

All das hätte er jetzt gerne Khodai mitgeteilt, denn sie schienen verwandte Seelen zu sein. Aber gerade jetzt erklang die Aufzugsglocke, und die Tür des Lifts öffnete sich. Sie gingen hinein. Als sich die Türen schlossen, schien der Oberst plötzlich noch blasser zu werden.

Schweigend fuhren sie in den vierten Stock hinauf. Als die Türen aufgingen, bemerkte Moore die Umrisse eines Mannes, der am anderen Ende des Ganges im Türrahmen des Treppenhauses stand. Es war ein Agent des pakistanischen Militärgeschwimmendienstes ISI. Dessen Gehörschutz erinnerte Moore an etwas. Er wollte sein Smartphone aus der Tasche holen, um den anderen CIA-Agenten mitzuteilen, dass sie sich jetzt ihrer Zimmertür näherten. Er musste jedoch feststellen, dass er es im Auto vergessen hatte. Er fluchte leise vor sich hin.

Er klopfte und rief: »Ich bin's, Leute.«

Die Tür öffnete sich und Agentin Regina Harris bat ihn und Khodai herein. Drinnen wartete bereits ihr Kollege Douglas Stone.

»Ich habe mein Handy im Auto gelassen«, sagte Moore. »Ich bin gleich wieder zurück.«

Als Moore den Gang zurückging, bemerkte er neben den Aufzügen einen zweiten Agenten. Eine kluge Maßnahme. Auf diese Weise konnte der ISI die gesamten Zugänge zum vierten Stock überwachen. Der zweite Mann war ein kleiner Kerl mit großen braunen Augen, der nervös in sein Handy hineinsprach. Er trug ein blaues Anzughemd, braune Hosen und schwarze Sportschuhe. Seine Gesichtszüge erinnerten an eine Maus.

Als der Mann Moore erblickte, ließ er sein Telefon

sinken und ging mit schnellen Schritten in Richtung Treppenhaus. Einen Moment lang stand Moore verduzt da. Er ging noch ein paar Schritte weiter. Dann machte er schlagartig kehrt, um in ihr Hotelzimmer zurückzukehren.

In diesem Augenblick fegte eine Feuerwalze, gefolgt von einer Explosionswelle durch den Gang. Die herumfliegenden Trümmer stießen Moore zu Boden. Als Nächstes drang dichter Rauch aus dem Zimmer und erfüllte bald wie eine dunkle Wolke den ganzen Flur. Moore richtete sich auf Hände und Knie auf. Er fluchte laut, seine Augen brannten höllisch und der beißende Gestank der Bombe erschwerte ihm das Atmen. Seine Gedanken rasten. Er musste an die Bedenken des Obersts denken. Fast erschien es ihm, als ob sie in dieser Explosion Gestalt angenommen hätten. Moore wusste, dass seine Kollegen und Khodai von der gewaltigen Wucht des Sprengkörpers in Stücke gerissen worden waren. Diese Vorstellung brachte ihn wieder auf die Beine. Er begann, in Richtung des inzwischen vollkommen leeren Treppenhauses zu rennen, durch das dieser Bastard von Attentäter entkommen sein musste.

Die Jagd ließ ihm keine Zeit für irgendwelche Schuldgefühle, wofür Moore ausgesprochen dankbar war. Wenn er nur eine einzige Sekunde darüber nachgedacht hätte, dass er Khodai davon überzeugt hatte, er »tue hier das Richtige«, und dieser jetzt durch die mangelnden Sicherheitsmaßnahmen seines Teams sein Leben verloren hatte, wäre er vielleicht zusammengebrochen. Das war wahrscheinlich Moores größte Schwäche. In seinem Einsatzbericht hatte ihn ein Vorgesetzter einst als »äußerst

gefühlsbetonten Mann« bezeichnet, »der sich immer sehr um seine Kameraden sorgt«. Dies erklärte auch, warum ihn ein ganz bestimmtes Gesicht aus seiner Navy-SEAL-Vergangenheit immer noch verfolgte. Khodais jähher Tod hatte ihn wieder einmal an diese schlimme Nacht erinnert.

Als er das Treppenhaus hinunterschaute, erblickte er weiter unten den Mann. Er sprang die Stufen hinab. Moore biss die Zähne zusammen und jagte ihm nach, wobei er mithilfe des Geländers drei oder vier Stufen auf einmal nahm. Gleichzeitig fluchte er, weil seine Pistole immer noch drunten im Auto lag. Man hatte ihnen zwar erlaubt, das Hotel als Treffpunkt zu benutzen, aber sowohl die Sicherheitsleute des Hotels als auch die örtliche Polizei hatten ihnen strikt verboten, ihre eigenen Waffen zu führen. Niemand durfte bewaffnet das Gebäude betreten. Alle Verhandlungen über diese Frage waren fruchtlos verlaufen. Natürlich verfügten Moore und seine Kollegen über einige Waffentypen, die man unbemerkt durch die Sicherheitschleuse bringen konnte. Sie hatten sich jedoch entschieden, diese nicht einzuschmuggeln, um die bereits recht angespannten Beziehungen zu den Pakistani nicht noch weiter zu belasten. Moore konnte eigentlich davon ausgehen, dass der Mann nicht bewaffnet war, wenn er den Sicherheitskontrollpunkt des ISI passiert hatte. Allerdings war Moore ja auch davon ausgegangen, dass ihr Hotelzimmer ein sicherer Treffpunkt sei. Sie hatten sich für eines der vier leeren Zimmer im vierten Stock entschieden, das auf die Straße hinausging, sodass sie das Kommen und Gehen der Gäste und den Verkehr vor dem Hotel überwachen konnten. Wenn sich die Verkehrsmuster plötzlich änderten, konnte dies

ein Hinweis darauf sein, dass bald etwas Unerwartetes passieren würde. Sie nannten das ein Frühwarnsystem für Clevere. Zwar hatte ihnen kein Bombenspürhund zur Verfügung gestanden, aber sie hatten das Zimmer überaus sorgfältig nach elektronischen Geräten abgesucht. Außerdem hatten sie sich dort ein paar Wochen lang immer wieder getroffen, ohne dass irgendetwas ihren Verdacht erregt hatte. Dass es diese Verbrecher geschafft hatten, Sprengstoff in diesem Zimmer zu deponieren, machte ihn wütend und zugleich unheimlich traurig. Auch Khodai selbst hatte ohne Probleme die Sicherheitsschleuse passiert, deshalb musste Moore annehmen, dass er nicht verkabelt war oder Sprengstoff am Leib trug ... außer natürlich, wenn die Sicherheitsschranke selbst ein Schwindel gewesen war und die Leute dort für die Taliban arbeiteten ...

Der kleine Kerl legte ein unheimliches Tempo vor und hatte inzwischen bereits das Erdgeschoss erreicht, wo er durch die Treppenhaustür hinausflitzte. Sechs Sekunden später kam auch Moore unten an.

In der Hauptlobby schaute er zuerst nach links und dann rechts einen langen Gang hinunter, der zum Whirlpool, zum Fitnessraum und weiter zum rückwärtigen Parkplatz führte, der an ein ziemlich großes Waldstück grenzte.

Inzwischen herrschte im Rest des Hotels das absolute Chaos. Überall heulten die Alarmsirenen, die Sicherheitsleute schrien, und das Hotelpersonal rannte ziellos herum, während die Explosionsdämpfe in die Klimaanlage einzudringen begannen und sich im ganzen Gebäude der beißende Geruch von Sprengstoff ausbreitete.

Plötzlich entdeckte Moore den Mann in der Nähe des Hinterausgangs. Als er ihm nachsetzte, drehte sich dieser kurz um und verschärfte danach sein Tempo. Die Verfolgungsjagd erregte jetzt die Aufmerksamkeit zweier Zimmermädchen, die aufgeregt auf die beiden zeigten und laut nach den Sicherheitsleuten riefen. *Gut*, dachte Moore.

Es gelang ihm, allmählich den Abstand zu verkürzen. Der Typ drückte jetzt mit beiden Händen die Hintertür auf und verschwand nach draußen. Drei Sekunden später folgte ihm Moore in die angenehme Kühle der Nacht. Vor sich erblickte er den Mann, der offensichtlich in den Teil des Parkplatzes rannte, auf dem auch Moores Auto stand. Dies war für ihn wohl am günstigsten, weil direkt dahinter das Wäldchen begann. Moore hoffte, jetzt vielleicht doch noch seine Pistole aus dem Wagen holen zu können.

Seine Wut verlieh ihm regelrecht Flügel. Er wollte diesen Kerl auf keinen Fall entkommen lassen. Dies war nicht länger ein Entschluss oder ein Ziel, sondern eine kalte, harte Tatsache. Moore spielte dessen Gefangennahme in seinem Geist schon einmal durch. Wie erwartet, verfügte seine Beute nicht über die gleiche körperliche Ausdauer wie er. Der Mann wurde langsamer, als er seine Laktatschwelle erreichte, während Moore immer noch einiges zu bieten hatte ... Er hetzte hinter ihm her wie ein Wolf, bis er ihm nahe genug war, um einen Angriff zu starten. Er trat ihm von hinten in die linke Kniekehle. Der Kerl schrie laut auf und stürzte auf den Grasboden, kurz bevor sie die Asphaltfläche des Parkplatzes erreicht hatten.

Moore erinnerte sich an die uralten Kampfregeln des Thaiboxens: »Der Tritt verliert gegen den Schlag, der

Schlag verliert gegen das Knie, das Knie verliert gegen den Ellbogen und der Ellbogen verliert gegen den Tritt.«

Nun, dieser Scheißkerl hatte gerade gegen Moores gezielten Fußtritt verloren. Jetzt packte ihn der CIA-Agent an den Handgelenken, zog diese nach hinten und kniete sich auf ihn, um ihn niederzuhalten.

»Nicht bewegen! Du bist erledigt!«, sagte Moore auf Urdu, der Sprache, die man in dieser Stadt am häufigsten benutzte.

Der Mann hob den Kopf und versuchte, sich gegen Moores harten Griff zu wehren. Plötzlich verengten sich seine Augen und sein Mund öffnete sich in einem Ausdruck von – was war es? Schrecken? Schock?

Irgendwo hinter ihnen ertönte ein Peitschenschlag. Ein bekanntes Peitschen. Ein schrecklich bekanntes ...

Im selben Augenblick explodierte der Kopf des Mannes. Sein Blut tränkte Moore von oben bis unten. Dieser reagierte darauf ganz instinktiv und ohne Überlegung. Die Muskelerinnerung und sein Selbsterhaltungstrieb befahlen ihm, den Mann sofort loszulassen und sich seitlich abzurollen.

Er schnappte nach Luft und rollte weiter. Sein Körper hatte dieses Verhalten während seines jahrelangen SEAL-Trainings so sehr verinnerlicht, dass er jetzt ganz automatisch agierte und reagierte.

Jetzt waren zwei weitere Schüsse zu hören. Die Kugeln schlugen keine 15 Zentimeter von Moores Rumpf entfernt im Boden ein. Der CIA-Agent sprang blitzschnell auf und versuchte, seinen Wagen zu erreichen, der in 10 Meter Entfernung vor ihm parkte. Er kannte diese Schusswaffe. Es war ein russisches Dragunow-Scharfschützengewehr. Da war er sich sicher. Er hatte

selbst bereits damit geschossen, gesehen, wie es andere abfeuerten, und war auch schon früher mit einem beschossen worden. Die Waffe hatte eine Standardreichweite von 800 Meter, die sich bis auf 1300 Meter erweitern konnte, wenn der Schütze Erfahrung und ein gutes Zielfernrohr hatte. Das leicht zu wechselnde 10-Schuss-Magazin ermöglichte es dem Benutzer dieses Gewehres, ganz schön lange durchzuhalten.

Ein weiterer Schuss schlug ein Loch in die Autotür auf der Fahrerseite, gerade als Moore seinen Schlüssel aus der Tasche holte, um den Wagen mit der Zentralverriegelung aufzuschließen. Er eilte auf die andere Fahrzeugseite hinüber, um sich aus der Schusslinie zu bringen. Dann öffnete er die Beifahrertür.

Der nächste Schuss ließ die Windschutzscheibe zerspringen. Moore holte vorsichtig aus dem Handschuhfach seine Glock 30, Kaliber .45, auf deren Seite stolz die Herkunftsbezeichnung AUSTRIA prangte. Er lugte vorsichtig hinter seinem Auto hervor und suchte mit den Augen den Waldrand und die umliegenden Gebäude ab. Da war er. Er kniete auf dem Dach des zweistöckigen Technikzentrums direkt neben dem Hotel.

Er trug eine schwarze Wollmütze, sein Gesicht war jedoch deutlich zu erkennen. Schwarzer Bart. Weit geöffnete Augen. Eine breite Nase. Und es war tatsächlich eine Dragunow, wie Moore fast befriedigt feststellte. Auch das Zielfernrohr und das große Magazin waren deutlich zu erkennen. Der Schütze hielt es immer noch im Anschlag, während er einen Ellbogen auf dem Dachsimons abstützte.

Jetzt hatte er Moore entdeckt. Er feuerte in schneller Folge drei Schüsse ab, die Geschosse bohrten sich in die

Autotür, während Moore zur Fahrerseite seines Wagens zurückkrobbte.

Nach dem dritten Einschlag richtete sich Moore auf, umklammerte den Griff seiner Pistole mit der linken Faust und erwiderte das Feuer. Seine Kugeln schlugen nur einige Dezimeter neben der Stelle in das Betondach ein, wo der Scharfschütze in etwa 40 Meter Entfernung kniete. Natürlich lag dies außerhalb der sicheren Reichweite seiner Glock. Moore nahm jedoch an, dass der Mann gerade keine ballistischen Berechnungen anstellen würde. Immerhin musste er damit rechnen, dass ihn auch ein Querschläger treffen könnte.

In diesem Augenblick tauchten vier Sicherheitsleute des Hotels auf dem Parkplatz auf. Moore deutete auf das Technikzentrum und rief ihnen zu: »Er ist dort oben! Geht in Deckung!«

Einer der Männer stürmte auf Moore zu, während die drei anderen sich hinter geparkten Autos in Sicherheit brachten.

»Keine Bewegung!«, befahl der Sicherheitsmann – dann schoss ihm der Heckenschütze den Kopf weg.

Einer seiner Kollegen schrie ganz aufgeregt in sein Funkgerät.

Als Moore seine Aufmerksamkeit wieder dem Nachbargebäude zuwandte, konnte er gerade noch erkennen, wie der Schütze auf der Ostseite geradezu spinnengleich eine Feuerleiter hinunterkletterte.

Moore versuchte, ihn abzufangen. Der Weg wurde jedoch uneben, das Gras wurde von einem Kiesboden abgelöst. Danach folgte erneut eine Asphaltfläche. Ein schmaler Durchgang zwischen dem Technikzentrum und einer Reihe einstöckiger Bürogebäude führte in nordwestlicher Richtung zur Aga Khan Road, der Haupt-

straße, an der auch der Hoteleingang lag. In der Gasse roch es nach süßem Schweinefleisch, da die Abluftventilatoren der Hotelküche dort hinausgingen. Moore knurrte der Magen, obwohl er im Augenblick bestimmt nicht ans Essen dachte.

Ohne langsamer zu werden, bog er am Ende des Durchgangs nach links ab, wobei er seine Glock ständig in Anschlag hielt. Keine 20 Meter vor ihm stand mit laufendem Motor ein Toyota HiAce-Kastenwagen, aus dessen offenem Rückfenster sich zwei bewaffnete Männer lehnten.

Der Heckenschütze rannte auf den Van zu, der langsam anfuhr, und sprang dann auf den Beifahrersitz, während die Männer in den Rückfenstern ihre Gewehre auf Moore richteten. Dieser brachte sich gerade noch rechtzeitig in einer kleinen Mauernische in Sicherheit. Keine zwei Sekunden später wurden die Backsteine über ihm durch das heftige Feuer aus ihren Sturmgewehren zerlegt. Zweimal versuchte er, seinen Kopf so weit vorzustrecken, dass er das Nummernschild des Toyota erkennen konnte, aber der Beschuss war einfach zu stark. Das Schießen hörte erst auf, als der Van auf die Hauptstraße eingebogen war. Als Moore um die Ecke schaute, war er verschwunden.

Moore eilte zu seinem Auto zurück, griff nach seinem Handy und versuchte mit zitternder Hand, eine Nummer zu wählen. Er gab jedoch den Versuch auf, als sich immer mehr Sicherheitsleute um ihn scharten und deren Chef dringend Aufklärung verlangte, was hier eigentlich vor sich ging.

Moore musste unbedingt dafür sorgen, dass Aufklärungssatelliten den Van aufspürten.

Er musste seinen Leuten mitteilen, was passiert war.

Alle waren tot.

Aber im Moment hatte er erst einmal genug damit zu tun, seinen Atem zu beruhigen.

*Saidpur Village*

*Islamabad, Pakistan*

*Drei Stunden später*

Von dem reizvoll in den Margalla-Hügeln oberhalb von Islamabad gelegenen Saidpur Village genoss man einen großartigen Ausblick auf die Stadt. Die Reiseleiter brachten ihre Touristen hier herauf, um sie dort etwas spüren zu lassen, was sie die »Seele Pakistans« nannten.

Wenn diese Stadt eine Seele haben sollte, dann war sie gerade stark verdunkelt worden. Vom Marriott-Hotel stiegen immer noch dichte Rauchwolken in die glasklare Sternennacht auf. Moore stand auf dem Balkon eines stattlichen Hauses in Saidpur, das den CIA-Agenten vor Ort als geheimer Stützpunkt diente, und fluchte wieder einmal leise vor sich hin. Die Explosion hatte die Nachbarräume des ganzen Stockwerks zerstört, sodass schließlich das Dach des gesamten Gebäudeteils eingestürzt war. Moore rekapitulierte die Ereignisse, bevor er sich nach Saidpur zurückzog. Er hatte zusammen mit drei von ihm alarmierten CIA-Agenten, einem speziellen Forensik-Team und zwei Kriminaltechnikern das Hotel und seine Umgebung genau untersucht. Sie hatten dabei darauf geachtet, die privaten Sicherheitsleute des Hotels, die örtliche Polizei und ein Team des pakistanischen Geheimdiensts an ihren Untersuchungen zu beteiligen. Gleichzeitig hatten sie den herbeigeeilten Reportern der Associated Press einen stetigen

Strom von Desinformationen geliefert. CNN berichtete daraufhin in den Nachrichten, dass in dem Hotel eine Taliban-Bombe hochgegangen sei. Diese hätten auch bereits die Verantwortung dafür übernommen. Mit dem Anschlag wollten sie sich für die Tötung von Mitgliedern einer mit ihnen verbündeten sunnitischen Extremistengruppe namens Sipah-e-Sahaba rächen, die angeblich Schiiten umgebracht hatten. Auch ein pakistanischer Armeeoberst sei versehentlich diesem Attentat zum Opfer gefallen. Die Namen der beteiligten Gruppen waren schwer auszusprechen und die berichteten Umstände überaus vage. Moore war überzeugt, dass die Geschichte mit jedem Pressebericht komplizierter und unübersichtlicher werden würde. Seine Kollegen in diesem Raum hatten nichts bei sich gehabt, das sie als Amerikaner oder gar als Mitglieder der CIA identifiziert hätte.

Als er jetzt auf diesem Balkon über der Stadt stand, hörte er plötzlich eine Stimme sagen: *»Ich kann ihr Leben nicht einfach so aus dem Lot bringen. Meine Söhne gehen beide noch auf die Oberschule. Meine Frau wurde gerade erst befördert. Sie arbeitet in dem Technikzentrum ganz hier in der Nähe. Pakistan ist unsere Heimat. Die werden wir auch niemals verlassen.«*

Moore umklammerte das steinerne Geländer, lehnte sich darüber und übergab sich. Er stand nur da, mit seinem Kinn auf den Arm gestützt, und wartete, bis dieser Anfall von Übelkeit vorüberging. Seine Seele wollte sich anscheinend von alldem befreien, auch den schlimmen Erinnerungen aus seiner Vergangenheit, die dieser Vorfall wieder geweckt hatte. Dabei hatte er jahrelang versucht, sie zu verdrängen. Sie hatten ihn in zahllosen schlaflosen Nächten verfolgt. Immer wieder musste er

dabei gegen den Drang ankämpfen, den einfachen Ausweg zu wählen und den Schmerz einfach in Alkohol zu ertränken ... In letzter Zeit hatte er sich einzureden versucht, dass er dies alles endlich überwunden und verdaut hätte.

Und jetzt das. Er kannte seine Agentenkollegen erst seit ein paar Wochen und hatte nur einen professionellen Umgang mit ihnen gepflegt. Zwar bedauerte er auch ihren Tod zutiefst, aber es war Khodai, der Oberst in seinem ethischen Konflikt, um den er jetzt am tiefsten trauerte ... Moore hatte ihn in den vergangenen Tagen recht gut kennengelernt, und sein Tod berührte ihn jetzt ganz besonders. Wie würde Khodais Neffe auf den Verlust seines Onkels reagieren? Der Leutnant hatte geglaubt, beiden Männern zu helfen, indem er sie miteinander bekannt machte. Er musste gewusst haben, dass Khodai sich durch seine Gespräche mit Moore in Gefahr brachte. Dass jemand ihn umbringen würde, hatte er jedoch bestimmt nicht gedacht.

Moore hatte versprochen, Khodai und seine Familie zu beschützen. Auch in dieser Hinsicht hatte er vollkommen versagt. Als die Polizei vor einer Stunde in Khodais Haus eintraf, fand sie seine Frau und Söhne tot vor. Sie waren erstochen worden, und der Agent, der auf sie aufpassen sollte, war verschwunden. Die Taliban hatten offensichtlich ihre Ohren überall, nichts in dieser Stadt schien ihnen zu entgehen. Moore und seine Leute hatten dagegen wohl keine Chance. Zwar sprach jetzt die Depression aus ihm, aber die Taliban waren ihnen tatsächlich immer einen Schritt voraus gewesen. So sehr er auch versucht hatte, sich als Einheimischen auszugeben, indem er sich einen Bart wachsen ließ, die örtliche Kleidung trug und möglichst nur noch die Lan-

dessprache benutzte, hatten sie doch herausgefunden, wer er war und was er vorhatte.

Er wischte sich den Mund ab und richtete sich wieder zu voller Größe auf. Noch einmal schaute er auf die Stadt und den aufsteigenden Rauch hinunter. Er schluckte hart, nahm all seinen Mut zusammen und flüsterte: »Es tut mir leid.«

Einige Stunden später sprach Moore über eine gesicherte Videoverbindung mit Greg O'Hara, dem stellvertretenden Direktor des National Clandestine Service, der CIA-Abteilung, die weltweit sämtliche Geheimdiensteinsätze vor Ort koordiniert. O'Hara war ein drahtiger Endfünfziger mit roten, an einigen Stellen bereits ergrauenden Haaren. Der stahlharte Blick seiner blauen Augen wurde durch seine Brille noch verstärkt. Er hatte eine Vorliebe für goldfarbene Krawatten, von denen er bestimmt mehr als hundert besaß. Moore gab ihm eine kurze Zusammenfassung der Ereignisse. Sie vereinbarten ein weiteres Gespräch für den nächsten Morgen, wenn die anderen Teams ihre Untersuchungen abgeschlossen haben und zu vorläufigen Ergebnissen gelangt sein würden. Moores unmittelbarer Vorgesetzter, der Leiter der Special Activities Division, würde ebenfalls an dieser Videokonferenz teilnehmen.

Einer von Moores örtlichen Kontaktleuten, Israr Rana, ein Agent, den er in seinen letzten beiden Jahren in Afghanistan und Pakistan selbst rekrutiert hatte, traf jetzt im geheimen CIA-Stützpunkt ein. Rana war ein College-Student Mitte zwanzig mit einem scharfen Verstand, vogelartigen Gesichtszügen und einer Leidenschaft für das Cricket-Spiel. Sein Humor und sein

jungenhafter Charme hatten der Agency schon viele interessante und wichtige Informationen verschafft. Dies und seine Abstammung – seine Familie hatte in den letzten Jahrhunderten große Soldaten und raffinierte, erfolgreiche Geschäftsleute hervorgebracht – machte ihn das zu einem fast perfekten Geheimdienstmann.

Moore ließ sich in einen Sessel fallen, während Rana neben dem Sofa stehen blieb. »Vielen Dank, dass Sie gekommen sind.«

»Kein Problem, Money.«

Dies war Ranas Spitzname für Moore. Er war durchaus berechtigt, weil Rana für seine Dienste tatsächlich ziemlich gut bezahlt wurde.

»Ich muss unbedingt herausfinden, wo das Leck war. Haben wir es von Anfang an vermässelt? Waren es die Armee, die Taliban oder beide?«

Rana schüttelte den Kopf und verzog das Gesicht. »Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um Ihnen darauf eine Antwort zu liefern. Aber jetzt sollte ich Ihnen erst einmal etwas zu trinken holen. Etwas, damit Sie einschlafen können.«

Moore winkte ab. »Ich werde heute Nacht kein Auge zumachen.«

Rana nickte. »Ich werde einige Erkundigungen einholen. Kann ich Ihren Computer benutzen?«

»Er steht dort drüben.«

Moore zog sich ins Schlafzimmer zurück. Nach einer Stunde stellte sich heraus, dass er unrecht gehabt hatte. Er versank in einen Schlaf der Erschöpfung. Er hatte das Gefühl, auf schwarzen Wellen zu treiben, bis ihn sein eigener Herzschlag, der ihm wie das rhythmische Klopfen eines Hubschrauberrotors erschien, jäh auf-

schrecken ließ. Mit kaltem Schweiß bedeckt, schaute er sich im Zimmer um, seufzte und ließ dann den Kopf wieder auf das Kissen fallen.

Eine halbe Stunde später saß er im Auto und fuhr zurück zum Tatort. Dort angekommen, ließ er den Blick aufmerksam über den zerstörten Gebäudeteil und das benachbarte Technikzentrum schweifen. Zusammen mit zwei örtlichen Polizisten ging er zu dem Zentrum hinüber, zu dem ihm ein Sicherheitsmann Zugang verschaffte. Gemeinsam stiegen sie aufs Dach, wo man bereits einige Zeit zuvor die Patronen des Heckenschützen geborgen hatte, um sie auf Fingerabdrücke zu untersuchen.

Das Problem, wie ihre Gegner den Sprengstoff in das Hotelzimmer schaffen konnten, hatte er seit Stunden in seinem Kopf hin und her gewälzt. Als er dann in einem Reich zwischen Bewusstsein und Traum schwebte, war er auf eine ganz einfache Lösung gekommen. Es war wie eine Offenbarung, eine Art höhere Eingebung. Jetzt musste er nur noch die Beweise dafür finden.

Vorsichtig ging er am Rand des Flachdachs entlang und ließ das Licht seiner Taschenlampe über den rußgeschwärzten Stahl und Beton gleiten ... bis er es gefunden hatte.

**D**ie dem National Clandestine Service unterstellte Special Activities Division (SAD) war eine paramilitärische Spezialeinheit, die im Ausland verdeckte Operationen durchführte, die bei einem Fehlschlag von den offiziellen amerikanischen Stellen geleugnet werden würden. Ihr Personal bestand vor allem aus ehemaligen Mitgliedern der militärischen Spezialeinheiten. Die Division war in drei Unterabteilungen aufgeteilt, die jeweils für

Einsätze zu Wasser, zu Lande und in der Luft zuständig waren. Moore war wie die meisten Navy-SEALs zuerst Mitglied der »Maritime Branch« gewesen. Dann war er jedoch zur Abteilung für Landeinsätze versetzt worden und hatte einige Jahre in Irak und Afghanistan gearbeitet. Dort hatte er vor allem den Einsatz von Predator-Drohnen geleitet, die Hellfire-Raketen auf zahlreiche Taliban-Ziele gelenkt hatten. Moore hatte seiner Versetzung zur »Ground Branch« nicht widersprochen. Er wusste ja, dass man ihn bei Bedarf auch wieder mit einem Seeinsatz beauftragen würde, wie es ja die missglückte Gefangenenübernahme von dem indischen Schiff gezeigt hatte. Vor Ort arbeiteten die einzelnen Abteilungen zu allen Zeiten eng zusammen, was angesichts des begrenzten Personals unerlässlich war.

Die SAD bestand insgesamt aus weniger als 200 Agenten, Piloten und anderen Spezialisten, die in Teams zusammenarbeiteten, die aus höchstens sechs Personen bestanden. Meist leitete dabei sogar nur ein einziger SAD-Agent eine sogenannte »schwarze« verdeckte Operation, wobei er von einem »Führungsoffizier« unterstützt und gelenkt wurde, der sich oft nicht selbst vor Ort in Gefahr begab. Zur gründlichen Ausbildung der SAD-Agenten gehörten Sabotageoperationen, Terrorismusbekämpfung, Geiselnbefreiungen, die Auswertung von Bombenanschlägen und Entführungsaktionen sowie die Rückführung von Material und Personen.

Die SAD verdankte ihre Existenz dem Office of Strategic Services (OSS), dem ersten staatlichen US-Geheimdienst, der im Zweiten Weltkrieg gegründet wurde, nur den Vereinigten Stabschefs unterstellt war und einen direkten Zugang zu Präsident Franklin D. Roosevelt hatte. Meistens arbeitete das OSS also unabhän-

gig von militärischer Kontrolle, was ihn bei den einzelnen Armeebefehlshabern natürlich nicht sonderlich beliebt machte. So soll General MacArthur versucht haben, die Arbeit der OSS-Agenten in seinem Befehlsbereich möglichst zu unterbinden. Direkt nach dem Krieg wurde das OSS aufgelöst. Bereits 1947 wurde jedoch als seine Nachfolgeorganisation die CIA gegründet. Missionen, die auf keinen Fall mit den Vereinigten Staaten in Verbindung gebracht werden sollten, wurden ab jetzt von der paramilitärischen Abteilung der neuen CIA, der Special Activities Division, durchgeführt, die dadurch zu einem direkten Abkömmling des OSS wurde.

Der Leiter der SAD, David Slater, ein eisenharter Afroamerikaner und früheres Mitglied der Fernaufklärungseinheit der Marines mit zwanzig Jahren Erfahrung, nahm zusammen mit dem stellvertretenden Leiter des National Clandestine Service, O'Hara, an der morgendlichen Videokonferenz teil. Die beiden Männer starteten Moore aus seinem Tablet-Computer an, während er selbst in der Küche des geheimen CIA-Stützpunkts in Saidpur Village saß.

»Ich möchte mich dafür entschuldigen, dass dieses Gespräch nicht schon gestern stattfinden konnte. Ich saß jedoch gerade in einem Flugzeug auf dem Weg zurück in die Vereinigten Staaten«, begann Slater die Unterredung.

»Kein Problem, Sir. Danke, dass Sie jetzt Zeit für mich haben.«

Danach wünschte O'Hara Moore einen guten Morgen.

»Bei allem Respekt, an diesem Morgen ist überhaupt nichts Gutes.«

»Wir haben volles Verständnis für Ihre Gefühle«,

antwortete O'Hara. »Wir haben ein paar gute Leute und viele Jahre Geheimdienstwissen verloren.«

Moore verzog das Gesicht und biss sich auf die Zunge. »Was haben Sie inzwischen herausgefunden?«

»Die Leichen von Harris und Stone hat man aus den Trümmern geborgen. Zumindest das, was von ihnen noch übrig war. Von Gallagher, der in Khodais Haus aufpassen sollte, fehlt immer noch jede Spur. Wenn er noch lebt, müssen sie ihn in einem Keller oder einer tiefen Höhle gefangen halten, denn von seinem implantierten Ortungs-Chip haben wir bisher noch kein Signal auffangen können. Der Kerl, dem Sie nachgejagt sind, war offensichtlich gut ausgebildet, aber wahrscheinlich nur eine untere Charge.«

Moore schüttelte angewidert den Kopf. »Glauben Sie, Khodai trug den Sprengstoff am Körper?«

»Das wäre möglich«, sagte Slater.

»Ich habe das zuerst auch gedacht. Ich vermutete, dass die Sicherheitsschleuse eine Attrappe gewesen sein könnte, die von den Taliban kontrolliert wurde. In diesem Fall hätte das Röntgengerät natürlich keinen Alarm ausgelöst, selbst wenn Khodai verkabelt gewesen wäre. Khodai hätte auf diese Weise den Sprengstoff durchaus einschleusen können. Vielleicht haben sie ihm damit gedroht, seine Familie umzubringen, wenn er uns nicht in die Luft sprengt, was sie gleichwohl getan haben.«

»Das ist eine ziemlich gute Theorie«, meinte O'Hara.

Moore schnaubte kurz. »Aber so war es nicht.«

»Und wie war es Ihrer Meinung nach?«, erkundigte sich Slater.

»Die Sicherheitsleute in diesem Hotel sind eigentlich ziemlich gut. Aber ich glaube, dass die Attentäter die

Bombe durch Leute vom Reinigungspersonal in die Zimmer bringen ließen, die direkt neben dem unsrigen lagen.«

»Langsam, langsam«, unterbrach ihn Slater. »Und wie haben sie den Sprengstoff ins Hotel geschmuggelt? Sie haben ihn ja bestimmt nicht durch den Haupteingang hineingetragen.«

Moore schüttelte den Kopf. »Sie haben einfach das Nachbargebäude, dieses Technikzentrum, benutzt, von dessen Dach aus der Scharfschütze geschossen hat. Dort gibt es kaum Sicherheitspersonal, und die wenigen, die es gibt, sind so schlecht bezahlt, dass sie bestimmt leicht zu bestechen waren. Die Bomben haben sie dann mithilfe eines Seils und einer Umlenkrolle vom Dach des Zentrums auf das des Hotels befördert.«

»Sie machen Witze«, rief O'Hara verblüfft aus.

»Ganz gewiss nicht. Ich habe auf dem Dach des Technikzentrums die Stelle gefunden, wo sie das Seil und die Rolle befestigt haben. Dann bin ich zum Marriott hinübergewandert und habe auf dessen Dachsimps dieselben Spuren entdeckt. Ich lade Ihnen in ein paar Minuten einige Fotos auf den Rechner, die ich dort oben gemacht habe.«

O'Haras Stimme war seine Frustration anzumerken, als er mit leiser Stimme sagte: »Das ist ja lächerlich einfach.«

»Genau das war vielleicht unser Problem: Wir haben nur auf die komplizierten Dinge geachtet, während diese Typen eine ganz simple Methode gewählt haben. Sie hätten eigentlich genauso gut den Sprengstoff vom einen Gebäude zum anderen hinüberwerfen können ...« Moore schüttelte noch einmal den Kopf.

»Also waren die Zimmer neben dem Ihren von Gäs-

ten gebucht worden, die es in Wirklichkeit gar nicht gab«, schloss O'Hara.

»Genau. Jemand in diesem Hotel sorgte dafür, dass sie in der Registratur als belegt ausgewiesen waren, obwohl das tatsächlich gar nicht der Fall war. Die örtliche Polizei müsste eigentlich den Hundesohn in der Hotelverwaltung fassen können, der das eingefädelt hat. Außerdem habe ich Rana gebeten, seine Fühler auszustrecken.«

»Das klingt gut«, antwortete O'Hara. »Trotzdem möchten wir Sie jetzt von dort abziehen.«

Moore atmete tief durch und schloss die Augen. »Wissen Sie, ich verstehe ja, dass Sie meinen, ich hätte diese Geschichte in den Sand gesetzt und eine Sicherheitslücke übersehen, aber die ganze Sache war absolut sauber. Ich habe vorher alles überprüft. Ich meine *alles*. Bitte lassen Sie mich das jetzt zu Ende bringen.« Er hätte ihnen gerne noch erzählt, dass er dies den Menschen schuldig war, die bei dieser Operation umgekommen waren, aber fand einfach nicht die richtigen Worte.

»Wir brauchen Sie hier bei uns zu Hause.«

Moore öffnete schlagartig die Augen. »Zu Hause? In den Vereinigten Staaten?«

Jetzt ergriff Slater das Wort. »Gestern Nachmittag wurden einige Offiziere in Khodais Bataillon zusammen mit einem Mann fotografiert, den wir als Tito Llamas identifiziert haben. Dieser Mann ist uns als Unterführer des Juárez-Kartells bekannt. Außerdem waren noch zwei nicht identifizierte Männer dabei, die jedoch Taliban sein könnten. Wir werden Ihnen diese Fotos gleich übermitteln.«

»Also haben wir es hier mit korrupten pakistanischen Armeeeoffizieren zu tun, die sich mit einem Ty-

pen von einem mexikanischen Drogenkartell und einigen Taliban treffen«, sagte Moore. »Das ist wirklich eine unheilige Trinität.«

Slater nickte. »Max, Sie kennen eine Menge Leute aus dem Mittleren Osten und Südasien, die in diesem Spiel mitspielen. Sie verfügen über das Expertenwissen, das wir hier brauchen. Wir möchten, dass Sie eine neue gemeinsame Taskforce leiten, die wir gerade zusammenstellen.«

Moore zog verwirrt die Augenbrauen zusammen. »Das klingt ja wie eine Beförderung – und das nach allem, was hier passiert ist? Immerhin habe ich in den letzten beiden Wochen zwei Operationen vermasselt ...«

»Wir diskutieren das schon eine ganze Weile, und Ihr Name stand immer ganz oben auf der Liste. Das hat sich auch nicht geändert«, erwiderte Slater.

Moore schüttelte immer noch den Kopf. »Die beiden Typen auf dem Gang ... Ich hielt sie für ISI-Agenten, die den Zugang zum vierten Stock kontrollierten. Dabei wollten sie nur sicherstellen, dass die Bomben auch wirklich hochgingen ...«

»So ist es«, sagte O'Hara.

Dann beugte er sich zur Kamera vor. »Wir müssen unbedingt herausfinden, in welchem Ausmaß die mexikanischen Drogenkartelle mit diesen afghanischen und pakistanischen Schmugglern verbandelt sind. Wenn es Ihnen ein Trost ist: Sie werden immer noch an derselben Sache arbeiten – nur aus einer anderen Perspektive.«

Moore brauchte ein paar Momente, um das Gesagte zu verarbeiten. »Und wie passen die Mexikaner da rein, abgesehen davon, dass sie Mittelsmänner oder Kunden sind?«

O'Hara lehnte sich wieder in seinen Stuhl zurück.  
»Das ist die entscheidende Frage, nicht wahr?«

Slater räusperte sich und las einige Notizen durch.  
»Ihre Hauptaufgabe wird sein, herauszufinden, ob diese Verbindung zwischen den Taliban und den Mexikanern nur den Opiummarkt erweitern soll, oder ob etwas weit Problematischeres dahinterstecken könnte. Beispielsweise könnten die Taliban in Mexiko eine neue Operationsbasis aufbauen wollen, die ihnen einen leichteren Zugang in die Vereinigten Staaten ermöglicht.«

»Sie sprachen vorhin von einer *vereinigten* Taskforce. Welche anderen Dienste sind noch daran beteiligt?«

Slater grinste. »Das ganze Alphabet: CIA, FBI, ATF, CBP und ein halbes Dutzend kleinerer Behörden und Dienste als Unterstützung.«

Moore überließ es kalt, als er darüber nachdachte, mit welcher enormen Aufgabe er hier betraut wurde.  
»Gentlemen, ich weiß Ihr Angebot zu würdigen.«

»Das ist kein Angebot«, erklärte O'Hara in scharfem Ton.

»Ich verstehe. Bitte geben Sie mir noch ein paar Tage, um Khodais Mörder zu verfolgen und vielleicht herauszufinden, was mit Gallagher passiert ist. Das ist alles, worum ich Sie bitte.«

»Wir haben bereits ein anderes Team losgeschickt«, sagte Slater.

»Das ist gut. Aber ich bitte um die Erlaubnis, noch einen einzigen Versuch zu unternehmen.«

O'Hara zuckte zusammen und sagte dann: »Wir alle haben hier versagt. Nicht nur Sie.«

»Diese Kerle haben den Oberst getötet und seine Angehörigen ermordet. Er war ein guter, anständiger

Mann. Er tat das Richtige. Wir schulden es ihm und seinem Neffen. Ich kann mich nicht einfach so davonestehlen.«

O'Hara überlegte einen Moment, dann hob er die Augenbrauen. »Zwei Tage.«

# 2

## Bewegungen

*Irgendwo im Dschungel  
Nordwestlich von Bogotá, Kolumbien*

Juan Ramón Ballesteros fluchte durch die Zähne und holte an seinem aufgedunsenen Bierbauch vorbei sein Handy aus der Tasche seiner Cargoshorts. Sein ärmelloses weißes T-Shirt war schweißgetränkt. Auch die Cohiba Behike, die ihm kalt zwischen den Lippen hing, war inzwischen völlig durchgeweicht. Dieser Sommer war wirklich brutal und gnadenlos. Die Luftfeuchtigkeit war so hoch, dass er das Gefühl hatte, ständig durch ein überhitztes Dampfbad zu gehen.

Ballesteros war kaum älter als vierzig, aber die Belastungen seiner Aufgabe hatten bereits tiefe Falten um seine Augen gegraben und seinen Bart und seine Kräusellocken metallisch grau gefärbt. Außerdem litt er unter chronischen Rückenschmerzen, die ihn immer wieder wie Hiebe mit einer Machete peinigten.

Im Augenblick waren jedoch diese körperlichen Beschwerden sein geringstes Problem: Die vier jungen Männer mit den hässlichen Schusswunden im Kopf erforderten seine ganze Aufmerksamkeit.

Sie hatten offensichtlich bereits einen Großteil der Nacht auf dem Dschungelboden gelegen. Der Frühtau hatte auf ihren fahlen Leichen einen matten Schimmer hinterlassen. Myriaden von Fliegen umschwärmten sie, ließen sich auf ihren Wangen und Augenlidern nieder oder krochen in ihre offenen Münder hinein. Die Totenstarre hatte bereits eingesetzt und ihre Därme hatten sich im Sterben entleert. Der Gestank war so entsetzlich, dass sich Ballesteros fast übergeben hätte.

Das Team hätte eigentlich ein weiteres mobiles, ziemlich unhygienisches Kokainlabor einrichten sollen, das nur aus ein paar einfachen Zelten bestand, in denen ganze Berge von Kokablättern auf dem nackten Boden zum Trocknen ausgelegt werden sollten. In einem weiteren Zelt lagerten das Benzin, die Schwefelsäure und die anderen Chemikalien, die man zur Herstellung von wenigstens 1000 Kilo Kokapaste pro Woche benötigte.

In den letzten Jahren hatte Ballesteros mehrere seiner besten Kunden durch solche Camps geführt und ihnen den komplizierten mehrstufigen Produktionsprozess gezeigt und erläutert.

Dabei hatte fast jeder Kokabauer sein ganz eigenes Rezept. Ballesteros' Männer benötigten 1000 Kilo Kokablätter, um nur ein einziges Kilogramm Paste herzustellen. Bei den Besichtigungstouren demonstrierten sie gewöhnlich die Produktion eines Zehntels dieser Menge. Zuerst zerkleinerten seine Männer mit automatischen Rasentrimmern 100 Kilo Blätter, denen sie dann 16 Kilo Meersalz und 8 Kilo Kalk hinzufügten. Danach vermischten sie diese Bestandteile, indem sie so lange mit aller Macht auf ihnen herumtrampelten, bis sich eine schwarze, erdige Masse gebildet hatte, die jetzt in eine große Plastiktonne gefüllt wurde. Darauf goss man dann

20 Liter Benzin und ließ den Inhalt der Tonne etwa vier Stunden ruhen.

Danach wurde das Gemisch in eine löchrige Tonne umgefüllt, die die flüssigen Bestandteile austreten ließ, die in einem Eimer aufgefangen wurden, während der Blätterbrei in dem Behälter zurückblieb. Der wertvolle Inhalt der Flüssigkeit war die aus den Kokablättern herausgelöste Droge, die jetzt im Benzin gelöst war.

Als Nächstes schüttete man 8 Liter Wasser und 8 Teelöffel Schwefelsäure in den Eimer. Diese neue Mischung wurde einige Minuten lang mit einem Stößel durchgerührt, dann wurden die flüssigen Bestandteile abgesehen. Im Eimer blieb ein fester Bodensatz zurück. Diesem wurde gerade so viel Natriumpermanganat und Natronlauge hinzugefügt, dass das feste Sediment bedeckt war. Die Flüssigkeit nahm jetzt eine milchig weiße Farbe an, während sich die Paste am Eimerboden verfestigte. Das Ganze wurde dann noch einmal durch ein Tuch gefiltert. Die fertige Paste ließ man dann so lange in der Sonne trocknen, bis sie eine hellbraune Farbe angenommen hatte.

Ballesteros kostete es etwa 1000 US-Dollar, ein Kilo dieser Paste herzustellen. Wenn dieses Kilo dann zu Kokainpulver weiterverarbeitet worden war, konnte man es in Mexiko für 10 000 Dollar verkaufen. In den Vereinigten Staaten mussten die Straßendealer für ein Kilo bereits mindestens 30 000 Dollar berappen. Die Dealer schnitten es dann mit diversen Streckmitteln, um die Wirkung der Droge zu reduzieren und ihre Verkaufsmenge zu erhöhen. Danach verkauften sie das Pulver nur noch grammweise. Am Ende konnte ein solches gestrecktes Kilo einen Straßenverkaufspreis von 175 000 Dollar oder mehr erzielen.

Seltsamerweise hatte ihn ausgerechnet ein Käufer einmal gefragt, warum er dies eigentlich tue. Ob er denn nicht wisse, dass in Los Angeles gerade ein Teenager an einer Überdosis eben jener Substanz gestorben sei, die er hier produziere? Ob ihm denn nicht klar sei, dass er auf der ganzen Welt Familien zerstöre und Leben ruiniere?

Darüber dachte er jedoch niemals nach. Er betrachtete sich als Bauer in der Tradition seiner eigenen Familie, die generationenlang auf Kaffeepflanzungen gearbeitet hatte. Er war in Bogotá aufgewachsen, in den Vereinigten Staaten in Florida aufs College gegangen und mit einem Abschluss in Wirtschaftswissenschaften in seine Heimat zurückgekehrt. Dort wollte er seine eigene biologische Bananenfarm betreiben, was jedoch kläglich scheiterte. Einige seiner Freunde im Bananengeschäft stellten ihn dann ein paar Drogenhändlern vor. Der Rest war, wie man so sagt, Geschichte. Für ihn war es eine Sache des nackten Überlebens. Nach zwanzig langen Jahren als Drogenproduzent und Händler konnte er nun endlich die Früchte seiner hochriskanten Tätigkeit genießen. Seine Familie lebte inmitten weißer Europäer in einem wohlhabenden nördlichen Vorort der Stadt, seine beiden Söhne besuchten ein Elitegymnasium und auch seiner Frau fehlte es an nichts, wenngleich sie ihn während der Woche kaum noch zu sehen bekam. Denn er war meist »geschäftlich unterwegs«. An jedem Wochenende kehrte er jedoch nach Hause zurück, um seine Großfamilie zu treffen, den Gottesdienst zu besuchen oder mit seinen Söhnen zu einem Fußballspiel zu gehen. Sein eigentlicher Lebensmittelpunkt war jedoch sein Dschungelhaus, das nur etwa 250 Meter von seinem Drogenlabor entfernt lag. Bisher hatte er auch ein her-

vorragendes Verhältnis zur FARC, den »Revolutionären Streitkräften Kolumbiens«, unterhalten, einer linksgerichteten Guerillatruppe, die ihm half, sein Produkt zu vertreiben und außer Landes zu bringen. Er hoffte deshalb inständig, dass seine Männer nicht von FARC-Angehörigen getötet worden waren. Vor einiger Zeit hatte es tatsächlich leichte Spannungen zwischen ihm und einem FARC-Oberst namens Dios gegeben, als sie sich bei einem Geschäft nicht auf einen Preis einigen konnten. Und jetzt hatte man Ballesteros' Arbeiter im Schlaf vermutlich mit einer schallgedämpften Waffe exekutiert.

Er tippte die Kurzwahlnummer von Dante Corrales, seinem Verbindungsmann in Mexiko, ein und musste einige Zeit warten, bis der junge Mann antwortete.

»Sie rufen mich immer nur dann an, wenn es ein Problem gibt«, sagte Corrales. »Im Moment kann ich aber kein Problem brauchen.«

»Dios« war alles, was Ballesteros ihm darauf erwiderte.

»Okay. Und jetzt bitte ich Sie, mich nicht noch einmal zu behelligen.«

»Warten Sie, ich bin mir nicht sicher, ob es Dios war, aber vielleicht ...«

Sein Gesprächspartner hatte jedoch bereits aufgelegt.

Ballesteros war Corrales nur einmal vor zwei Jahren persönlich begegnet, als Mitglieder des Juárez-Kartells nach Kolumbien gekommen waren, um seine Labore zu besichtigen und ihm Sicherheitskräfte und Arbeiter anzubieten, mit deren Hilfe er seine Produktion erhöhen sollte. Corrales war ein arroganter junger Schnösel. Er gehörte zu der neuen Sorte von Drogendealern ohne historisches Bewusstsein, die keinen Respekt vor den-

jenigen hatten, die vor ihnen dieses Geschäft betrieben hatten. Diese jungen *Sicarios* waren sogar mehr an ihrer Macht, ihrem Image und der Einschüchterung anderer als am tatsächlichen Geldverdienen interessiert. Sie kamen sich wie die Stars in einem Hollywood-Film vor und hielten sich alle für einen zweiten Al Pacino. Ballesteros widerten diese Kerle an. Er war jedoch gezwungen gewesen, die Unterstützung des Kartells anzunehmen, als die Regierung ihren Druck auf die lokalen Drogenproduzenten verstärkt hatte. Mittlerweile waren sie zu seinen wichtigsten Kunden geworden.

Bei seinem letzten kurz angebundenen Telefongespräch mit Corrales hatte er vor einer Woche erfahren, dass der Kartellchef persönlich bald ins Land kommen würde und dass sich die nächste Lieferung auf keinen Fall verzögern dürfe. Er fluchte und lief zurück in sein Haus. Dort schickte er zwei Männer los, die die Leichen vor dem Labor bergen sollten.

Vor dem Haus standen vier alte Lastwagen, deren Ladeflächen mit schweren Planen verschlossen waren. Einige seiner Männer beluden sie gerade mit Bananenkisten. Unter den Bananen war eine Menge Kokain versteckt.

Ballesteros versuchte seine Wut über die Ermordung seiner vier Männer zu verbergen und trieb die Lademannschaft zu größerer Eile an. Inzwischen musste das Boot bereits am Dock von Buenaventura angelegt haben.

**B**ei ihrer Fahrt über die von Schlaglöchern übersäten Straßen wurden sie in den heißen Fahrerkabinen immer wieder beinahe von ihren Sitzen geschleudert. Keiner der Lastwagen hatte eine Klimaanlage. Das war Bal-

lesteros nicht einmal unrecht. Er wollte nicht, dass sich seine Männer zu sehr entspannten. Sie sollten allzeit wachsam bleiben. Ballesteros selbst musterte jedes Fahrzeug, das sie überholte, und jeden Fußgänger am Straßenrand genau.

Da die gegenwärtige Lieferung besonders groß war (sieben Tonnen, um genau zu sein) und sein Geschäft durch den vierfachen Mord eine ernsthafte Bedrohung erfahren hatte, befürchtete Ballesteros einen weiteren Angriff. Nicht zuletzt deshalb wollte er seine Lieferung dieses Mal bis zum zweiten oder dritten Übergabepunkt begleiten.

Die Mannschaft des in Houston beheimateten, 30 Meter langen Krabbenbootes strömte auf den Hafenkai, als Ballesteros und seine Männer eintrafen. Die Männer begannen, mithilfe eines benzinbetriebenen Gabelstaplers und des Netzauslegers des Bootes die Paletten mit den Bananenkisten im Laderaum des Krabbentrawlers zu verstauen.

Unweit davon standen am Ende des Kais zwei FARC-Soldaten und beobachteten die ganze Aktion. Einer nickte Ballesteros zu, der zur großen Überraschung der Schiffscrew die Gangway hinaufeilte. Als sie ihn fragten, wie weit er seine Ladung begleiten wolle, antwortete er nur: »Weit genug.«

Sie fuhren etwa 250 Seemeilen nach Westen, bis sie sich der Isla de Malpelo näherten, einer kleinen Insel mit einer beeindruckenden Felsküste, die jetzt in der Sonne glänzte. Sie würden sich bis zum Einbruch der Dunkelheit vor der Küste aufhalten. Dabei würden sie auf Krabbenfang gehen, sodass sie nicht weiter auffielen. Ballesteros sagte an diesem Tag kaum ein Wort, da

ihn immer noch der Anblick seiner ermordeten Männer verfolgte.

Plötzlich tauchte direkt vor ihnen auf der Backbordseite aus der Tiefe ein dunkler Schatten auf, der zuerst wie ein Wal oder ein großer weißer Hai wirkte. Als sich der Schatten dem Schiff näherte, strömte die gesamte Schiffsbesatzung an Deck und bereitete die Seile für ein Anlegemanöver vor. Jetzt erhob sich der Schatten aus dem Wasser und nahm ein blau, grau und schwarz geprenkeltes Muster an, bis er schließlich die Meeresoberfläche durchstieß ...

Es war ein U-Boot, das sich jetzt neben sie legte. Als dessen Kapitän aus seiner Turmluke auftauchte, rief ihm Ballesteros zu: »Dieses Mal komme ich mit!«

Das Unterseeboot hatte einen dieselelektrischen Antrieb, war 31 Meter lang und hatte eine Rumpfhöhe von 3 Metern. Es bestand aus Fiberglas und konnte mithilfe seiner Doppelschrauben auch unter Wasser eine Geschwindigkeit von mehr als 20 Stundenkilometern erreichen, selbst wenn es bis zu zehn Tonnen Kokain an Bord hatte. Darüber hinaus verfügte es über einen 3 Meter hohen Kommandoturm samt Periskop und konnte bis in eine Tiefe von fast 20 Meter tauchen. Es war eine ingenieurtechnische Meisterleistung, die auch von der Kreativität und Zielstrebigkeit seiner Betreiber zeugte. Es gehörte natürlich dem Juárez-Kartell, das es für 4 Millionen Dollar in einem sorgfältig getarnten Trockendock an der kolumbianischen Urwaldküste hatte bauen lassen.

Obwohl das Militär inzwischen zwei solche U-Boote entdeckt und beschlagnahmt hatte, bevor sie in Dienst genommen werden konnten, verfügte das Kartell über genug Geld, um weitere bauen zu lassen. Inzwischen waren insgesamt vier in ständigem Einsatz.

Ballesteros erinnerte sich noch gut an die Zeit, als sie langsame Fischer- oder Segelboote und, wenn sie ganz wagemutig waren, hier und da sogar Schnellboote benutzt hatten. Inzwischen hatten sie jedoch große Fortschritte gemacht, was die Tragfähigkeit und Tarnung ihrer Wassertransportmittel anging. Die alten Halbtaucherschiffe hatte man noch von der Luft aus entdecken können. Bei diesem U-Boot musste man das nicht mehr befürchten. Einige Besatzungsmitglieder halfen ihm auf dessen Deck hinüber. Sie würden sich etwa hundert Seemeilen vor der mexikanischen Küste mit einem weiteren Fischtrawler treffen und nach der Übergabe ihrer wertvollen Ladung wieder nach Kolumbien zurückkehren. Ballesteros würde erst wieder schlafen können, wenn er wusste, dass die Ladung unbeschadet angekommen war. Jetzt stieg er in das U-Boot hinunter, wo man ihm eine enge, aber gut gekühlte Kajüte zuwies, während die Männer draußen das Kokain umzuladen begannen.

*Mexikanische Grenze*

*Brewster County, Texas*

*Zwei Tage später*

Die Beamtin der US-Grenzschutzbehörde, Susan Salinas, hatte ihren Geländewagen in einer kleinen Senke geparkt, damit er in der offenen Wüste, die sich bis zu den Bergen am Horizont erstreckte, nicht so leicht entdeckt werden konnte. Die Sonne war vor zwei Stunden untergegangen. Sie und ihr Partner Richard Austin waren auf dem Bauch einen kleinen Hügel hinaufgekrochen, um von dort aus die Grenze mit ihren Nachtsichtgeräten zu beobachten, in denen die Wüste jetzt als

phosphoreszierende, grün schimmernde Fläche erschien. Sie hatten von einem Rancher einen Tipp bekommen. Dieser hatte gesehen, wie ein Lastwagen durch das Tal gefahren war, das zu seinem eigenen Land führte. Tatsächlich hatte dieser Lastwagen auch einen der elektronischen Sensoren ausgelöst, den die Grenzschutzbehörde CBP dort aufgestellt hatte.

»Es könnten auch die Jungs sein, die mit ihren Geländewagen immer mal wieder Spritztouren in diesem Teil der Wüste unternehmen«, sagte Austin und stieß einen tiefen Seufzer aus, als er seine Augen über das Gelände rechts von ihnen schweifen ließ, während Susan die südöstliche Seite überwachte.

»Nein, ich glaube, heute werden wir mal einen richtig großen Fang machen«, entgegnete sie ganz langsam.

»Wie kommst du denn darauf?«

»Weil ich die Bastarde bereits sehe.«

Ein ramponierter Ford F-150 Pick-up wirbelte direkt vor ihnen eine leichte Staubwolke auf. Auf seiner Ladefläche stapelten sich Bananenkisten, die mit Gummiseilen am Fahrzeug festgemacht und nur teilweise von einer zerrissenen Plane bedeckt waren. Nein, diese Typen beförderten bestimmt keine Lebensmittel durch dieses raue, bergige Terrain des Brewster County, und ja, sie hatten sich wirklich keine allzu große Mühe gemacht, ihre Ladung zu tarnen. Vielleicht sahen sie dazu auch keine Veranlassung. Als sie das Zoom des Nachtsichtgeräts benutzte, erkannte sie auf der Vorderbank drei eng aneinandergedrängte Männer. Hinter ihnen waren im Führerhaus noch einige schemenhafte Umrisse zu sehen. Es konnten also insgesamt sechs Mann sein.

Sie versuchte, ganz ruhig zu bleiben. Sie war inzwischen drei Jahre bei der CBP und hatte in dieser Zeit

Hunderte von Leuten verhaftet, die versucht hatten, die Grenze illegal zu überqueren. Tatsächlich hätte sie es sich früher nicht träumen lassen, hier an der Grenze Wache zu schieben und dabei auch noch eine Pistole am Gürtel zu haben. In der Highschool hatte sie sich immer für ein »Girly« gehalten. Immerhin war sie die Kapitänin der Cheerleader-Truppe gewesen. Aber ihre Noten waren nicht allzu gut gewesen. Sie war immer froh, wenn sie eine Zwei minus als Durchschnittsnote vorweisen konnte. Danach hatte sie sich durch das Community College gequält, wo sie sich für kein Hauptfach entscheiden konnte. Als der Bruder einer Freundin der Grenzschutztruppe beitrug, hatte sie dann einige Erkundigungen angestellt und sich ebenfalls für diese Laufbahn entschieden. Jetzt war sie 27, immer noch unverheiratet, brauchte jedoch die Adrenalinströme in ihrem Job mehr denn je.

Allerdings war es nicht ganz leicht gewesen, diese Stellung zu bekommen. Sie hatte 55 Tage in Artesia, New Mexico, Kurse in Einwanderungs- und Staatsbürgerschaftsrecht, Strafrecht und allgemeinen Rechtsvorschriften, Spanisch, Sport und körperlicher Ertüchtigung sowie im Manövrieren von Einsatzfahrzeugen und Terrorbekämpfung absolviert. Doch nein, auf dem Community College hatte man sie keine Pistole abfeuern lassen, das lernte sie erst in Artesia. Dieser Job war das Aufregendste, was sie in ihrem noch jungen Leben gemacht hatte. Während ihr Puls jetzt immer schneller schlug, bestätigte sich wieder einmal dieser erste Eindruck.

»Was habt ihr euch eigentlich gedacht? Dass ihr es hier mit einer Laienspielgruppe zu tun habt?«, hatte sie erst gestern einen *Sicario* gefragt, den sie gerade verhaf-

tet hatte. »Meinst du, sie haben mir einfach eine Pistole in die Hand gedrückt und mir dann aufgetragen, die bösen Jungs zu fangen?«

Ironischerweise hatte ihre Mutter ihrer Berufswahl mit vollem Herzen zugestimmt und ihr versichert, wie stolz sie sei, dass ihre Tochter jetzt eine Gesetzeshüterin sei, vor allem da, wie sie es ausdrückte, »es doch immer wieder heißt, wir müssten unsere Grenze besser schützen«.

Ihr Vater war jedoch von ihrem neuen Job so begeistert wie ein Fußballfan, dem man kein Bier mehr geben will. Dad war immer ein ruhiger Mann gewesen, der ein ruhiges Leben als Steuerberater in einem ruhigen Büro am Stadtrand von Phoenix geführt hatte. Er genoss seine ruhigen Wochenenden und war das genaue Gegenteil eines Alphamännchens. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass seine Tochter eine Waffe benutzte, denn er hätte nie eine in die Hand genommen. Einmal hatte er sogar Gandhi zitiert und ihr dann angedeutet, dass die Männer sie nicht mehr als weiblich betrachten würden, dass sie zukünftig keinen Freund mehr finden werde und einige sogar Vermutungen bezüglich ihrer sexuellen Ausrichtung anstellen würden. Außerdem würde sie natürlich fett werden. Alle Cops wurden bekanntlich irgendwann fett. Auch die Grenzschützer. Sie hatte seine Bemerkungen nie vergessen.

Austin war ihr in vielerlei Hinsicht ähnlich: ledig und ein ziemlicher Einzelgänger mit einem gespannten Verhältnis zu seinen Eltern. Er war ein Workaholic, der immer genau nach Vorschrift vorging, außer wenn es um seine Beziehung zu ihr ging. Er hatte ihr bereits Avancen gemacht, aber sie war nicht interessiert. Seine Gesichtszüge waren ihr zu grob und sein Körper für

ihren Geschmack zu teigig. Also hatte sie ihm eine ganz sanfte Abfuhr erteilt.

»In Ordnung«, sagte er jetzt. »Ich fordere eine zweite Einheit an. Du hast recht. Das könnte ein dicker Fisch sein.«

»Verstanden«, sagte sie. »Verständige auch Omaha und die Quads und schick ihnen unsere GPS-Position.« Omaha war das Rufzeichen für den Blackhawk-Hubschrauber, der ihre Einheit unterstützte, und die Quads, diese robusten kleinen Geländefahrzeuge, wurden von drei Kollegen gesteuert, die auf ihnen mit Höchstgeschwindigkeit durch die extrem holprige Wüste bretterten.

Er wollte gerade mit seinem Handapparat eine Nachricht absetzen, als er plötzlich aufsprang und aus ihrer Deckung herausstürzte. »Hey, Sie! Anhalten! Grenzschutz!«

Susan wirbelte herum, um ihm etwas nachzurufen ...

Der Knall eines Pistolenschusses durchfuhr sie wie ein Blitz und versetzte sie in Panik.

Sie rollte von der Anhöhe herunter und zog ihre Waffe. Dann sah sie zwei Männer, offensichtlich zwei Mexikaner in Jeansjacken, ganz in der Nähe ihres Geländewagens stehen. Der eine war grauhaarig und hielt eine Pistole in der Hand, die sie für eine belgische FN 5,7 hielt. In Mexiko trug sie den Spitznamen *Mata policía*, »Polizei-Killer«, da ihr Geschoss auch eine kugelsichere Weste durchschlagen konnte. Der andere Kerl umklammerte den Griff eines langen, gebogenen Filetirmessers. Er lächelte gerade und ließ dabei einen einzelnen blinkenden Goldzahn sehen.

Jetzt bemerkte sie der erste Typ und rief auf Spanisch: »Keine Bewegung!«

Ihr schlug das Herz bis zum Hals.

Dort drüben lag Austin mit einer Schusswunde in der Brust am Boden. Seine Schutzweste hatte ihn tatsächlich nicht gegen die Kugel dieser Pistole schützen können. Er atmete noch, drückte eine Hand auf die Wunde und stöhnte ganz leise.

Der Kerl mit dem Messer kam jetzt auf sie zu. Sie sah zuerst ihn an, feuerte dann jedoch auf den Mann mit der Pistole. Sie traf ihn an der Schulter, während gleichzeitig in etwa 100 Meter Entfernung der Motor des Pick-ups aufheulte.

Sie kam jetzt wieder auf die Füße, während sich der Messerträger bückte, um die auf den Boden gefallene Pistole aufzuheben. Sie wollte gerade auf ihn schießen, als der Pick-up immer näher kam und jemand von dessen Beifahrerseite aus das Feuer auf sie eröffnete. Die Kugeln schlugen nur Zentimeter von ihren Stiefeln entfernt in den Wüstensand ein.

Sie rannte zu der kleinen Geländefurche zurück und drehte sich nicht um, sondern rannte nur immer weiter in die Dunkelheit hinein. Das Geräusch ihres eigenen Atems brauste ihr in den Ohren, ihr Puls schlug rasend schnell, und ihre Füße eilten rhythmisch über Stock und Stein. Wenn sie weit genug entfernt war, wollte sie über Funk Hilfe anfordern.

Aber noch wagte sie es nicht, anzuhalten.

Plötzlich schallte ein entsetzlicher Schrei durch die Wüste. Sie musste einfach stehen bleiben. Als sie sich umdrehte, sah sie, wie der Kerl mit dem Messer seinen Kumpanen, die gerade aus dem Pick-up ausstiegen, Richards abgeschnittenen Kopf hinhielt. Sie brüllten vor Begeisterung, während sie sich in die direkt vor ihr liegende Senke hineinfallen ließ. Sie hörte, wie die Männer wieder in den Pick-up stiegen.

Sie kauerte sich hinter einem dichten Busch auf den Boden und drückte ihre warme Pistole an die Brust. Sie zwang sich, ganz ruhig und regelmäßig zu atmen, während sie im Kopf die Stimme ihres Vaters hörte: »Du wirst da draußen verrecken wie ein Hund, und niemand wird sich an dich erinnern.«

Aber dann fasste sie wieder Hoffnung, als der Pickup-Motor leiser und nicht lauter wurde. Ein Wunder? Sie kamen wirklich nicht hinter ihr her? Lief ihnen die Zeit davon? Sie griff nach ihrem Handfunkgerät und sprach in das Mikrofon.

»Road Runner, hier ist Coyote Five, over.«

»Susan, was zum Teufel geht da draußen vor? Hattet ihr keine Verbindung?«

»Richard ist tot«, flüsterte sie.

»Ich habe dich nicht verstanden.«

»Ich sagte: ›Richard ist tot!‹« Sie drückte auf einen Knopf des GPS-Geräts an ihrem Handgelenk. »Ihr müsst alle hierherkommen!« Ihr versagte fast die Stimme, als sie ihm ihre GPS-Koordinaten übermittelte. Dann schaltete sie das Funkgerät ab und lauschte dem schwächer werdenden Motorengeräusch hinterher, das allmählich vom Wüstenwind übertönt wurde.

# 3

## Fruchtbarer Boden

*Nogales, Mexiko*

*In der Nähe der Grenze zu Arizona*

Derzeit verließ Corrales sein Haus in Juárez nur ungerne, weil er dann seine junge Frau Maria allein zurücklassen musste. Er erinnerte sich noch lebhaft und voller Verlangen an das letzte Wochenende und die Art, wie sie damals die Beine hoch in die Luft gestreckt und ihm dabei ihre lackierten Zehennägel gezeigt hatte, an ihr lustvoll fauchendes Stöhnen, ihre Liebesworte und den Gesichtsausdruck kurz vor ihrem Höhepunkt, als sie ihm ihre Fingernägel tief in den Rücken gekrallt hatte. Sie hatten sich gepaart wie zwei hungrige, wilde Tiere. Corrales wurde es jetzt noch ganz schwindlig, wenn er daran dachte, während er in dieser ausgebrannten Pemex-Gasolinera zusah, wie seine Männer die Bananenkisten abluden, die Kokainblöcke herausholten und in ihren Rucksäcken verstaute. Insgesamt bestand die Gruppe aus 22 Kurieren, die von Corrales und fünf weiteren *Sicarios* geführt und überwacht wurde. In der Szene nannte man sie *Los Caballeros*, »die Gentlemen«, weil sie dafür bekannt waren, sich auch

dann noch äußerst elegant zu kleiden und ausgewählt zu sprechen, wenn sie Köpfe abhackten und ihren Feinden zur Warnung und Abschreckung Leichenteile schickten. Sie waren klüger, tapferer und ganz sicher weit gefährlicher und raffinierter als die Mörderbanden aller anderen mexikanischen Drogenkartelle. Corrales witzelte gerne, dass sie mit ihrer Kleidung und ihren Umgangsformen nur ihrem Machismo den letzten Schliff verleihen wollten.

Corrales wusste, dass ein Teil der Ladung direkt an die mexikanisch-amerikanische Grenze verfrachtet worden war, um dort durch die Wüste von Brewster County nach Texas geschmuggelt zu werden. Er hatte gerade erst von seinem dortigen Unterführer Juan per Telefon erfahren, dass es dabei Probleme gegeben habe. Sein Team sei nämlich auf zwei Grenzschutzbeamte gestoßen. Einer der Jungs, die Juan für diese Aktion angeheuert hatte, habe dann einem der Grenzer den Kopf abgehackt.

»Wie zum Teufel konnte das passieren?«, fluchte Corrales in sein Handy und überschüttete Juan mit einem Schwall von Schimpfwörtern und Beleidigungen. Als er sich wieder etwas beruhigt hatte, erinnerte er ihn daran, dass er auf keinen Fall Leute von außen bei solchen Aktionen einsetzen dürfe. Juan verteidigte sich, er habe keine andere Wahl gehabt, weil zwei seiner Männer nicht aufgetaucht seien. Wahrscheinlich seien sie betrunken oder high gewesen.

»Das nächste Begräbnis, an dem du teilnimmst, wird dein eigenes sein«, drohte Corrales seinem Unterführer und beendete das Gespräch. Nach ein paar weiteren Flüchen zog er den Kragen seines schicken Leder-Trenchcoats zurecht und zupfte ein paar Fussel von seiner Armani-Hose.

Du solltest dich wirklich nicht so gehen lassen, tadelte er sich selbst. Schließlich führte er ein gutes Leben. Mit seinen 24 Jahren gehörte er bereits zu den Top-Capitanos eines großen Drogenkartells und hatte bisher 14 Millionen Pesos, immerhin mehr als eine Million US-Dollar, verdient. Das war ziemlich beeindruckend für jemand, der in Juárez in Armut als einziger Sohn eines Zimmermädchens und eines Hausmeisters aufgewachsen war, die beide in einem billigen, heruntergekommenen Hotel gearbeitet hatten.

Der Rußgestank der ausgebrannten Tankstelle drückte Corrales jedoch aufs Gemüt, denn er erinnerte ihn an die schlimmste Nacht seines Lebens. Er war damals 17 Jahre alt und gerade erst einer Gruppe von Oberschülern beigetreten, die sich selbst Juárez 8 nannte und kindischerweise den *Sicarios* des Juárez-Kartells die Stirn bieten wollte, die immer wieder ihre Freunde mit nackten Drohungen zur Mitarbeit zwangen. Viel zu viele bezahlten dann ihre Dienste für das Kartell mit dem Leben. Er und seine Freunde hatten beschlossen, etwas dagegen zu unternehmen.

Eines Nachmittags lauerten zwei Burschen Corrales hinter einem Müllcontainer auf und warnten ihn, man werde seine Eltern umbringen, wenn er seine eigene »Gang« nicht verlasse und den Los Caballeros beitrete. Corrales konnte sich immer noch an die Augen eines dieser Dreckskerle erinnern, die ihn in der Düsternis dieser Seitengasse wie Kohlen in einem Feuerofen angeglüht hatten. Auch die Stimme dieses Punks vermeinte er immer noch zu hören: *Wir werden deine Eltern umbringen.*

So leicht hatte er sich jedoch nicht einschüchtern lassen. Er brüllte sie an, sie sollten abhauen. Als er zwei

Tage später nach einer durchzechten Nacht nach Hause zurückkehrte, stand das Motel in Flammen. Noch am gleichen Tag barg man die verbrannten Leichen seiner Eltern aus den Trümmern. Man hatte sie mit Klebeband gefesselt und danach das Gebäude angezündet.

Bei ihrem Anblick drehte er durch. Er packte die Pistole eines Kumpels, schwang sich in ein Auto und raste auf der Suche nach den Drecksäcken, die sein Leben ruiniert hatten, durch die ganze Stadt. Schließlich kam sein Wagen ins Schleudern und krachte in einen Zaun. Er ließ ihn dort stehen und betrank sich in einer benachbarten Bar bis zur Besinnungslosigkeit. Schließlich brach er dort in der Toilette zusammen. Die Polizei lieferte ihn dann bei Verwandten ab.

Nachdem er einige Zeit bei seiner Patentante gelebt und neben seinem Schulunterricht als Hausmeister gearbeitet hatte, wurde ihm klar, dass er wie seine Eltern das ganze Leben lang arbeiten würde, ohne jemals der Armut zu entkommen. Diese Vorstellung war ihm unerträglich.

Er hatte keine andere Wahl. Er würde sich genau der Bande anschließen, die seine Eltern getötet hatte. Diese Entscheidung fiel ihm außerordentlich schwer, aber die Arbeit für Los Caballeros war der einzige Ausweg aus den Slums. Da er viel klüger und wohl auch skrupelloser als die gewöhnlichen Gangmitglieder war, machte er schnell Karriere und lernte dabei mehr über das Drogengeschäft, als seinen Bossen klar war. Er begriff bald, auch in diesem Business war Wissen Macht. Deshalb versuchte er, alles über das Kartell und dessen Feinde zu erfahren.

Wie es das Schicksal wollte, waren auch die beiden Schläger, die seine Eltern getötet hatten, nur ein paar

Wochen bevor Corrales ihrer Organisation beitrug, von einem konkurrierenden Kartell ermordet worden. Darüber waren die anderen Caballeros gar nicht so unglücklich, da sie durch ihre Unberechenbarkeit und Unbeherrschtheit die Operationen der Gang gefährdet hatten.

Corrales versuchte, die düsteren Erinnerungen abzuschütteln, und musterte die in dunkle Kapuzenshirts und Jeans gekleideten Kuriere, die inzwischen alle einen schweren Rucksack geschultert hatten. Er führte sie zum rückwärtigen Ende des aufgegebenen Einkaufszentrums. Dort lag eine große Sperrholzplatte auf dem Boden, die er jetzt zur Seite schob. Darunter lag der Eingang zu einem Tunnel, zu dem eine Aluminiumleiter hinunterführte. Von unten schlug ihnen kalte, stickige Luft entgegen.

»Wenn ihr in dem Haus jenseits der Grenze seid«, wies Corrales seine Männer an, »geht ihr erst nach draußen, wenn ihr die Autos seht, und auch dann nur jeweils drei auf einmal. Auf keinen Fall mehr. Die übrigen bleiben im Schlafzimmer. Wenn es Probleme geben sollte, kommt ihr durch den Tunnel hierher zurück. Okay?«

Sie murmelten Zustimmung.

Danach stiegen sie einer nach dem anderen in das Loch hinunter. Ein paar hatten eine Taschenlampe dabei. Mit seinen fast 100 Meter Länge, 1 Meter Breite und knapp 2 Meter Höhe war dies einer der kleineren, aber längeren Tunnel des Kartells. In Mexiko gab es so viele arbeitslose Maurer und Bauingenieure, dass es lächerlich einfach war, qualifizierte Leute für den Bau eines solchen Tunnels zu finden. Tatsächlich standen viele Crews auf Abruf bereit und warteten nur darauf, bei einem solchen Projekt eingesetzt zu werden.

Corrales' Männer blieben dicht beieinander, als sie gebeugt unter der Last ihrer Rucksäcke durch den dunklen Schacht eilten. Der Tunnel führte direkt unter einem der Grenzübergänge in Nogales, Arizona, hindurch. Es bestand deshalb immer die Gefahr, dass ein schwereres Fahrzeug, etwa ein Bus, einen Einsturz verursachen könnte. Das war sogar schon mehrmals passiert. Corrales hatte bei seinen Recherchen erfahren, dass verschiedene Kartelle seit mehr als zwanzig Jahren hier in Nogales Tunnel gegraben hatten, und Hunderte waren auch von den Grenzbehörden beider Länder entdeckt worden. Trotzdem wurden immer wieder neue Schächte angelegt, was Nogales zur Welthauptstadt der Drogentunnel machte. In den letzten Jahren hatte das Juárez-Kartell seine diesbezüglichen Aktionen ausgedehnt und kontrollierte inzwischen fast alle größeren Tunnel, die in die Vereinigten Staaten führten. Es hatte zahlreiche Männer angeheuert, die gegen gute Bezahlung diese Tunnel schützten und rivalisierende Kartelle davon abhielten, sie zu benutzen. Außerdem hatte man in letzter Zeit viel tiefere Schächte für den Abstieg in die Tunnel gegraben, damit das bodendurchdringende Radar der Grenzer sie nicht aufspüren konnte oder die Beamten sie für eines der vielen Abwasserrohre hielten, die zwischen Nogales, Mexiko, und Nogales, Arizona, verlegt worden waren.

Plötzlich hörte Corrales hinter sich laute Schreie. Er holte sofort seine *Mata policía* aus dem Schulterholster. Mit der Pistole im Anschlag ging er zurück zum Eingang des Gebäudes. Dort schleppten zwei seiner Männer, Pablo und Raúl, einen Typen durch die Tür, der heftig aus Mund und Nase blutete. Er versuchte sich mit letzter Kraft gegen den Griff der Männer zu weh-

ren. Vergeblich. Als er danach Blut spuckte, wäre dies zu Corrales' Schrecken beinahe auf seinen sündteuren Berluti-Slippern gelandet. Der Capitano war sich sicher, dass dieser Kerl keine Ahnung hatte, was diese Schuhe gekostet hatten.

Corrales runzelte die Stirn. »Wer zum Teufel ist das?«

Raúl, der größere der beiden, meldete sich zu Wort: »Ich glaube, er ist ein Spion. Meiner Meinung nach ist er einer von Zúñigas Jungs.«

Corrales seufzte tief auf, kämmte mit den Fingern durch sein dunkles, dichtes Haar und hielt dann plötzlich dem Kerl seine Pistole an die Stirn. »Bist du uns gefolgt? Arbeitest du für Zúñiga?«

Der Mann leckte über seine blutigen Lippen. Corrales drückte ihm seine Pistole noch härter gegen den Kopf und schrie ihn an, er solle seine Frage beantworten.

»Fuck you«, zischte dieser zurück.

Corrales näherte sein Gesicht dem des anderen bis auf ein paar Zentimeter und fragte ihn dann mit unheilswangerer, grabestiefer Stimme: »Arbeitest du für die Sinaloas? Wenn du mir die Wahrheit sagst, lasse ich dich am Leben.«

Die Augen des Mannes nahmen einen unsicheren Ausdruck an. Dann hob er etwas den Kopf und sagte: »Ja, ich arbeite für Zúñiga.«

»Bist du allein?«

»Nein. Mein Freund wartet drüben im Hotel.«

»Dem an der Ecke?«

»Ja.«

»Okay. Danke.«

Mit diesen Worten jagte Corrales dem Mann, ohne eine Sekunde zu zögern, eine Kugel in den Kopf. Dies passierte so schnell und unangestrengt, dass selbst seine

eigenen Leute zusammenzuckten und nach Luft rangen. Der Spion sackte nach vorn und Corrales' Männer ließen ihn zu Boden gleiten.

Der Capitano knurrte: »Steckt diesen Arschficker in einen Sack. Den legen wir dann unserem alten Freund vor die Tür. Schickt zwei Jungs in dieses Hotel. Sie sollen den anderen Drecksack herbringen, aber lebendig.«

Pablo starrte den Toten an und schüttelte den Kopf. »Ich dachte, du lässt ihn leben.«

Corrales schnaubte nur, dann schaute er nach unten und bemerkte einen Blutspritzer auf seinen Schuhen. Er fluchte und ging zurück zum Tunneleingang, um seinen Verbindungsmann in dem Haus auf der anderen Seite der Grenze anzurufen.

*Nahe der Crystal-Cave-Höhle*

*Sequoia-Nationalpark*

*Kalifornien*

*Vier Tage später*

Ein Mietlieferwagen stoppte direkt vor dem großen Zelt. Special Agent Michael Ansara vom FBI beobachtete, wie zwei Männer aus dem Führerhaus ausstiegen, während zwei weitere aus dem Zelt kamen. Der längste von ihnen öffnete die hintere Rolltür des Fahrzeugs, stieg hinein und begann, die Kisten auszuladen. Die Männer bildeten eine Kette, um die Kisten ins Zelt zu befördern. Dieses Gebiet in der weiteren Umgebung der berühmten Crystal-Cave-Höhle war ein Umschlagplatz für Transporte, die für Drogenbanden weiter im Norden bestimmt waren. Die Art, wie die mexikanischen Drogenkartelle Kokain über die Grenze in die Vereinigten Staaten schmuggelten, war jedoch an Unverfrorenheit

nicht mit den Operationen zu vergleichen, die Ansara seit der letzten Woche auskundschaftete.

Die Kartelle hatten im schwer zugänglichen bergigen Hinterland des Sequoia-Nationalparks riesige Marihuana-Plantagen angelegt. Obwohl es in diesem Park zahlreiche Wanderwege gab, waren große Teile des Naturschutzgebiets für Wanderer und Camper gesperrt. Darüber hinaus machten die Ranger auch kaum Fußpatrouillen. Den Kartellen standen also große Flächen zur Verfügung, die auch von der Luft aus nur sehr schwer einzusehen waren. Sie hatten also beschlossen, diese Droge auf amerikanischem Boden anzubauen. So gelangte das Marihuana viel schneller zu den Kunden. Der Gewinn floss allerdings umgehend zurück nach Mexiko. Auch jetzt noch schüttelte Ansara ungläubig den Kopf, wenn er daran dachte, dass die Kartelle dies bereits seit etlichen Jahren so machten.

Unverfroren? So konnte man es wirklich nennen, vor allem wenn man so viel Zeit in dieser Gegend verbracht hatte wie Ansara. Er hatte bereits die umfangreichen Sicherheitsmaßnahmen bemerkt, die die Banden vor allem entlang der Hauptwanderwege eingerichtet hatten. Jeder Abenteurer, der sich zu weit von diesen Wegen entfernte, lief Gefahr, in eine Fußfalle zu treten, und die Bärenfallen waren die größten und unangenehmsten. Daneben hatten sie an vielen Stellen 2 Meter tiefe Fallgruben angelegt, die sie mit Zweigen, Blättern und Tannennadeln getarnt hatten. Auf dem Boden dieser Gruben steckten mit Nägeln bewehrte, angespitzte Kanthölzer. Auf diese Weise wollte man die Überneugierigen abschrecken. Wer sich nicht abschrecken ließ, musste die medizinischen Konsequenzen tragen. Weiter im Hinterland war Ansara auf Stolperdrähte gestoßen,

hinter denen gut getarnte Nagelbretter ausgelegt waren. Diese zugegebenermaßen ziemlich rohen und primitiven »Abschreckungsmittel« wurden um die eigentlichen Felder herum von äußerst ausgeklügelten technischen Schutzmaßnahmen abgelöst.

Um zu seinem gegenwärtigen Beobachtungspunkt zu kommen, hatte er sein gesamtes bergsteigerisches Können einsetzen müssen. Er war mit ausgesprochen leichtem Gepäck unterwegs. Zuerst musste er mehrere Abhänge mit 18 Prozent Steigung überwinden, dann eine steile Felswand emporklettern und sich schließlich einen Weg durch einen dichten Urwald bahnen, wobei er mehr als ein halbes Dutzend Mal ausgeglitten und ein Stück den Berg hinuntergerutscht war. Dabei hatte er immer sicherstellen müssen, dass er unentdeckt blieb. Lose Felsbrocken, niedrig hängende Zweige und das raue Gelände hatten ihm dies nicht gerade leicht gemacht.

Etwa eine Stunde nördlich des großen Zelts, das er jetzt beobachtete, und eine zweistündige Wanderung von der nächsten Fahrstraße entfernt, lag das, was Ansari den »Garten« getauft hatte. Im Schatten riesiger Zucker-Kiefern wuchsen dort in sauberen, jeweils 2 Meter voneinander entfernten Pflanzreihen mehr als 50 000 Marihuana-Stauden, von denen einige mehr als 1,50 Meter hoch waren. Die auf fruchtbarem Waldboden angelegte Plantage zog sich weit die umgebenden Hügel hinauf. Viele Pflanzen wuchsen auch inmitten dichten Gestrüpps und in der Nähe von Bächen, die die Kartelle zum Bewässern der gesamten Plantage nutzten. Überall hatten sie Rohre verlegt, die Bäche gestaut und ein ausgeklügeltes Tropfbewässerungssystem mit schwerkraftbetriebenen Schlauchleitungen eingerichtet, das dafür

sorgte, dass die Pflanzen nicht überwässert wurden. Das Ganze war eine höchst professionelle Anlage, bei der man keine Kosten und Mühen gescheut hatte.

Im Umkreis der stetig wachsenden Plantage lagen kleine Zeltsiedlungen, in denen die Marihuana-Farmer und die Wachleute lebten. Ein Großteil ihres Nahrungsvorrats wurde in großen Säcken gelagert, die man hoch oben in die Bäume hängte, um sie vor den Schwarzbären zu schützen, die dieses Gebiet durchstreiften. Die Felder selbst wurden rund um die Uhr von mindestens dreißig Bewaffneten gesichert. Diejenigen, die Nahrung, Wasser, Kleidung, Düngemittel und andere unerlässliche Nachschubgüter herbeischafften, durften die eigentliche Plantage niemals sehen und wussten deshalb auch nicht genau, was da in den Bergen vor sich ging. Die geernteten Pflanzen wurden bei Nacht von den Farmern selbst unter dem Schutz der Sicherheitsleute herausgeschmuggelt. Den am Tage arbeitenden Teams standen teure Mountainbikes zur Verfügung, mit denen sie sich schnell und lautlos durch die unwegsamen Täler bewegen konnten. Ansara nahm an, dass viele Pflanzler und Arbeiter Verwandte und Freunde unter den Kartell-Angehörigen hatten und deshalb das Vertrauen der Gangs genossen. Andererseits wurden alle Ein- und Ausgänge des Nationalparks von Rangern überwacht. Ansara hatte jedoch herausgefunden, dass wenigstens ein Nachtwächter bestochen worden war. Er gestattete etwa alle zehn Tage zwischen Mitternacht und 5.00 Uhr die Ein- oder Ausfahrt eines Fahrzeugs.

Ansara kannte sich seit seiner Kindheit auf dem Gebiet des Marihuana-Anbaus gut aus. Er war in East Los Angeles im Stadtteil Boyle Heights in einem Teil eines Reihenhauses aufgewachsen, in dessen anderem Teil

der ältere Bruder seiner Mutter, Alejandro De La Cruz, lebte. Unter der Woche war sein Onkel ein »Gärtner für die Filmstars« im Nobelviertel Bel Air. Nachts und an den Wochenenden verkaufte er an dieselben reichen Kunden das von ihm angebaute »Gras«. Ansara durfte ihm immer wieder dabei helfen.

Bereits im Alter von zehn Jahren konnte Ansara »Delta-9-Tetrahydrocannabinol« (THC) ohne Mühe aussprechen und buchstabieren. So hieß der chemische Stoff in der Cannabis-Pflanze, der die Dope-Konsumenten high machte. Er verbrachte Stunden damit, Styroporbecher für die Zucht von Marihuana-Pflänzchen vorzubereiten. Zuerst bohrte er kleine Abflusslöcher in den Boden, dann füllte er den Becher mit Blumenerde aus. Am Schluss steckte er einen dunkelbraun marmorierten Samen mit dem spitz zulaufenden Ende nach oben in diese Erde. In der Wohnung seines Onkels stellte er 30 bis 40 Becher nebeneinander auf ein Regal. Danach schaltete er die Heizschlangen an, die unter diesem Regal angebracht waren, damit die Pflanzen genug Bodenwärme bekamen.

Er lernte, wie man die keimenden Setzlinge umtopfte, wobei es vor allem wichtig war, um den Wurzelballen herum ausreichend Erde zu belassen. Sein Onkel brachte ihm außerdem bei, dass in diesem Treibhäuschen 24 Stunden am Tag ein Ventilator laufen musste. Immer wieder suchte er die Inserate und Werbeteile der Zeitungen nach günstigen Angeboten für 600-Watt-Hochdruck-Natriumdampf-Wachstumslampen ab.

Dabei waren regelmäßige Dunkelzeiten für die gesunde Entwicklung der Marihuana-Pflanze ebenso unerlässlich. Die dazu notwendigen 24-Stunden-Zeitschaltuhren waren jedoch ein großes Problem. Die starken

Wachstumslampen brachten diese oft zum Durchschmoren. Sein Onkel hatte ihn gelehrt, dass er deshalb nur teure Hochleistungsschalter oder Zeitrelais verwenden durfte.

Dieser genau einzuhaltende regelmäßige Wechsel von Licht und Dunkelheit stellte jedoch auch ein schwerwiegendes Sicherheitsproblem dar. Verhängte man mitten am Tag die Fenster, konnte das den Verdacht von Polizisten und Drogenfahndern erregen, die geschult waren, genau auf solche Zeichen zu achten. Auch ein ständiger übermäßiger Stromverbrauch konnte zu einer Meldung des örtlichen Stromversorgers an das Drogendezernat führen. Außerdem wurden die Treibhäuser so feucht, dass eine regelmäßige Lüftung erforderlich war. Öffnete man jedoch die Fenster, ohne Rücksicht auf eventuelle Niederschläge oder die jeweils herrschende Außentemperatur zu nehmen, war dies ebenfalls sehr riskant.

Im Alter von zwölf Jahren konnte Ansara die zwölf stärksten Marihuana-Sorten in absteigender Reihenfolge ihres THC-Gehalts von der »Weißen Witwe« bis zum »Lowrider«-Gras herunterbeten. In dieser ganzen Zeit rauchte er jedoch kein einziges Mal einen Joint oder eine Pfeife mit Gras. Dies galt auch für seinen Onkel, der ihm immer wieder einbläute, sie seien Geschäftsleute, die ein wichtiges Produkt herstellten und vertrieben. Wenn man Kekse verkaufe, esse man ja auch nicht selbst alle Kekse auf.

Die ganze Sache nahm ein abruptes Ende, als seine Mutter herausfand, warum er so viel Zeit mit Onkel Alejandro verbrachte. Sie sprach daraufhin mit ihrem Bruder monatelang kein Wort.

Dass Ansara dann zum FBI ging und inzwischen bereits etliche Marihuana-Pflanzer hinter Gitter gebracht

hatte, war eine Ironie, wie es sie nur im wirklichen Leben gab. Eine weitere Ironie lag direkt vor seinen Augen. Nur eine Handvoll Drogenfahnder war für die über 8000 Quadratkilometer Wald in diesem Nationalpark in Kalifornien zuständig. Unglücklicherweise war Ansara keiner von ihnen. Er war in diese Gegend gekommen, weil er einen ganz bestimmten Schmuggler, einen gewissen Pablo Gutiérrez, jagte, der in Calexico einen FBI-Agenten ermordet hatte und wahrscheinlich in Diensten des Juárez-Kartells stand. Auf der Suche nach diesem Mann hatte Ansara diese Mutter aller kalifornischen Marihuana-Plantagen gefunden. Er und seine Kollegen wollten sie jedoch erst einmal nicht auffliegen lassen, weil sie hofften, auf diese Weise wichtige Informationen über das Kartell zu erlangen. Wenn sie dessen Capitanos und Bosse nicht erwischten, wäre eine Razzia weitgehend nutzlos. Wenn sie zu früh loschlügen, würden die Kartelle ein paar Kilometer weiter einfach eine andere Plantage errichten.

Je wirksamer die Sicherheitsmaßnahmen an der US-amerikanisch-mexikanischen Grenze wurden, desto mehr Operationen verlegten die Kartelle auf den Boden der Vereinigten Staaten. Ein Spezialagent des US-Landverwaltungsamts hatte Ansara erzählt, dass Ranger erst vor acht Monaten in einem Park in einer einzigen Woche elf Tonnen Marihuana konfisziert hätten. Der Beamte wollte sich gar nicht erst vorstellen, wie viele Tonnen sie nicht konfiszierten, die danach im ganzen Land verkauft wurden ... Mexikanische Drogenbarone führten ihre Geschäfte auf amerikanischem Boden, und es gab nicht genug Gesetzeshüter, um sie wirksam zu bekämpfen. Wie die Soldaten in Vietnam zu sagen pflegten: *Genau das ist der Punkt ...*

